

Die approbierte Originalversion dieser Diplom-/Masterarbeit ist an der  
Hauptbibliothek der Technischen Universität Wien aufgestellt  
(<http://www.ub.tuwien.ac.at>).

The approved original version of this diploma or master thesis is available at the  
main library of the Vienna University of Technology  
(<http://www.ub.tuwien.ac.at/englweb/>).

ausgeführt zum Zweck der Erlangung des akademischen Grades einer  
Diplom-Ingenieurin

unter der Leitung von  
O.Univ.Prof. Dipl.-Ing. Kuno Brüllmann  
E253 Institut für Architektur und Entwerfen

eingereicht an der Technischen Universität Wien  
Fakultät für Architektur und Raumplanung von

Franziska Fischer  
0426370  
Görgengasse 23/5/9  
1190 Wien

# Diplomarbeit

unfreiwilliges Wohnen

Wien, am

Entwurf eines räumlich-sozialen Konzepts für Übergangswohnungen



Mariella und Franz. für ihre Unterstützung und Zuversicht  
Maresi und Christian. für ihr Fingerspitzengefühl  
Dietrich. für seine Geduld und sein Vertrauen  
Karl Grammer. für neue Denkanstöße  
Kuno Brüllmann. für wegweisende Vorschläge

Danke





## 01 Einleitung

11

### 011 Vorwort

### 012 Themenbeschreibung

## 02 Grundlagen

17

### 021 Problemdarstellung

nicht zum ersten Mal  
Vermittlungsprobleme  
Familien mit Migrationshintergrund  
Ausbildung und Arbeitswelt  
langfristig hält besser  
Übergangswohnungen

### 022 Ziel der Arbeit

langfristiges Vertrauen  
Benutzerprofil  
der menschliche Maßstab

## 03 Theorie

31

### 031 Gewalt in der Familie

Erklärungsfaktoren für gewalttägliches Verhalten  
die Auswirkung auf Kinder  
lernen Konflikte zu bewältigen  
Risikoeinschätzung zu eskalierender Gewalt

### 032 räumliche Lösungsansätze

Sicherheitskonzept  
Panoptikum  
Einküchenhäuser neu interpretiert

### **033 Grundlagen aus der Humanethologie**

Grundbedürfnisse des Menschen  
Wahrnehmung der Umwelt  
Ortsidentität  
Wohnwelt und Zufriedenheit  
Bedeutung des persönlichen Raums

## **04 Entwurf**

**53**

### **041 Bauplatz**

Umgebungsanalyse  
Infrastrukturplan  
Schwarz-Weiß-Grün-Plan  
Lageplan

### **042 Konzept**

räumlicher Charakter  
Übersichtskonzept  
Raumprogramm  
Besucheranalyse  
Sicherheitskonzept

### **043 Pläne**

Grundrisse  
Schnitte  
gemeinsame Flächen  
Flächenbilanz  
Ansichten

### **044 Wohnungen im Detail**

räumliche Nutzung  
Erweiterungsmöglichkeit  
Rollos - individuell und flexibel

## **045 Raumklima**

Strahlungswärme

Übersichtsplan Haustechnik

# **05 Modell**

**107**

## **051 Fotodokumentation**

Bestandteile

Aufbau

Einblicke

von Außen betrachtet

# **06 Anhang**

**129**

## **061 Literaturverzeichnis**

## **062 Abbildungsverzeichnis**





„Heute ist der Mensch in einem bescheideneren Gefäß zufrieden [...], es muss auch nicht rundum beschützend sein, so lange er fühlen kann, daß er in dieser chaotischen und komplexen Welt irgendwo hingehört.“<sup>1</sup>

Abb. 1: Am Anfang war ich sehr verliebt  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

<sup>1</sup>Spitzer: "Milieu and Ambiance. An Essay in Historical Semantics",  
in Philosophy and Phenomenological Research 3 (1942), S. 200



# 011

## Vorwort

Das Glück in einem friedlichen und beschützenden Umfeld aufwachsen zu können wird leider nicht allen Menschen zuteil. Streit und Gewalt in der Familie sind oft alltäglich und werden von Generation zu Generation weitergegeben. In vielen Ländern herrschen Kriege und Unruhen und schon im Kindesalter werden traumatische Dinge erlebt mit denen die meisten Menschen nicht alleine zurecht kommen und deswegen Hilfe brauchen. Viele Betroffene verharren in ihrem vermeintlichen Schicksal sehr lange bis die Situation endlich unerträglich wird und sie sich für eine Flucht entscheiden.

Manche müssen ihr Heimatland verlassen weil sie dort nicht mehr sicher leben können, andere flüchten aus ihren eigenen vier Wänden, weil sie dort um ihr Leben fürchten müssen, da sie vom eigenen Mann bedroht werden. Auch Kinder, deren Eltern nicht fürsorglich sind oder aus anderen Gründen kein Zuhause haben, und Erwachsene die zu alt sind, um für sich selbst zu sorgen, müssen sich in fremde Hände begeben. Sie alle sind auf die Hilfe und den guten Willen anderer angewiesen und müssen unfreiwillig ihre vertraute Umgebung verlassen.

Für die Einen gelten die Zufluchtsstätten als temporäre Bleibe, für andere sind sie die letzte Station des Lebens. So unterschiedlich die Ausführungsformen und Benutzergruppen auch sein mögen, gemein ist ihnen allen, dass die Bewohner nur für eine gewisse Dauer und völlig zufällig zusammen kommen. Die teilweise hohe Fluktuation in den Einrichtungen macht einen Zusammenhalt schwierig und erschwert die Akzeptanz des Umfeldes.

Menschen vieler verschiedener Kulturen, mit den unterschiedlichsten Geschichten, treffen aufeinander und teilen sich plötzlich den Lebensalltag. Ein Leben miteinander und nicht nebeneinander wäre wünschenswert. Um den Raum auf ein so komplexes Zusammenleben abzustimmen, fließen viele Erkenntnisse der Architektur, Ethologie und Umweltpsychologie zusammen. Es wird gezeigt, wie das Wohlbefinden und die Lebensqualität des Menschen, im vorerst aufgezwungenen Raum, durch räumliche Maßnahmen gesteigert werden können.

# 012

## Themenbeschreibung

Unter dem Titel “unfreiwilliges Wohnen” befasst sich diese Arbeit mit Menschen, die gezwungen werden ihr Wohnumfeld zu verlassen, und sich eine neue Existenz aufbauen müssen. Es gibt sehr viele Wohnheime, die den unterschiedlichen Bedürfnissen ihrer Bewohner angepasst sind, wie Kinderheime, Asylantenheime, Altersheime oder Frauenhäuser, in denen die Bewohner vorerst keine andere Möglichkeit haben als “verwaltet” zu werden. Mitsprache und Beteiligung sind eher unerwünscht. Jeder dieser speziellen Wohntypen wirft seine eigenen Probleme auf und benötigt individuelle Lösungsansätze.

Ganz entscheidend ist die Tatsache, dass die Architektur nur Anregungen und Reize setzen kann, ohne menschliches Verhalten „vorschreiben“ zu können. Wie das räumliche Angebot dann tatsächlich genutzt wird hängt ganz von den Bewohnern ab und ist mit einem ständigen Wandel verbunden.

Speziell wird die Problematik der Menschen aufgegriffen, die aus gewalttätigen Verhältnissen flüchten mus-

sen. Viele Frauen müssen überstürzt fliehen, oft sogar mit ihren Kindern, und kommen mit akuten Verletzungen ins Frauenhaus. Manche bleiben nur wenige Tage andere suchen nach einer längerfristigen Lösung. Sie kommen um sich neu zu orientieren und eine Alternative, sprich ein Leben ohne Gewalt und Unterdrückung, zu finden.

Der Entwurf umfasst ein überwachtes Wohnprojekt, names „Schönraum“, das mit halböffentlichen und öffentlichen Einrichtungen erweitert wird. Neben 15 Wohneinheiten, die von den Hilfesuchenden drei Jahre bewohnt werden können, sind eine Kinderbetreuungsstätte, eine Mehrzweckhalle, ein Cafe, eine Bibliothek und Therapieräume vorgesehen.

Wenn man von dem Begriff “unfreiwilliges Wohnen” ausgeht, stellt sich die Frage: Wann wohnt man freiwillig? Man könnte argumentieren, dass man Gefängnisse auch nicht freiwillig bewohnt. Es besteht jedoch ein großer Unterschied zwischen Situationen deren Ausgang man abschätzen kann und Lebensumständen, die nicht

vorhersehbar sind. Unfreiwilliges Wohnen entsteht nicht als Konsequenz des Eigenhandelns sondern aus einer Not heraus.

unfreiwillig: “nicht freiwillig; gegen den eigenen Willen, gezwungenermaßen, zwangsläufig, zwangsweise, der Not gehorchend, notgedrungen, in Ermangelung eines Besseren, wohl oder übel” <sup>2</sup>

freiwillig: “aus eigenem freien Willen geschehend, ohne Zwang ausgeführt, aus eigenem Antrieb, aus freiem Entschluss, aus freien Stücken, aus sich heraus, von allein, von selber, freigestellt, nach eigenem Ermessen, optional, wahlfrei, wahlweise” <sup>3</sup>



Abb.2: Schonraum  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

<sup>2</sup>Begriffserklärung nach Duden 2012

<sup>3</sup>Begriffserklärung nach Duden 2012

Selbst wenn man Dinge freiwillig tut bedeutet das noch lange nicht, dass man dabei auch glücklich, zufrieden und erfüllt ist, aber zumindest hatte man eine Wahl. Unfreiwillig verlässt man sein Zuhause nur unter lebensbedrohlichen Umständen. Einen Einblick in die Situationen von Frauen in gewalttätigen Verhältnissen, gibt ein Fragebogen aus dem Jahr 2008 der Frauenhäuser Wien. Er gibt das Ausmaß der Gewalterfahrungen der Klientinnen wider:

445 Frauen wurden zu den Gewalttaten ihrer aktuellen [Ex-]Partner befragt. Mehrfachnennungen waren möglich, da viele von mehreren Formen der Gewalt betroffen waren. Das Ergebnis kann als Richtwert gesehen werden:

79% der Frauen hatten während ihrer Beziehung körperliche Gewalt erlebt. Bei 18% von ihnen waren die Gewalteinwirkungen so massiv, dass sie schwere Verletzungen, wie Brüche, innere Verletzungen, Schnittwunden, schwere Gehirnerschütterungen und der gleichen, erlitten hatten. Zum Zeitpunkt der Aufnahme im Frauenhaus hatten 32% der Frauen aktuelle Verletzungen und Schmerzen.

74% der Frauen wurden von ihren Männern bedroht: Androhung körperlicher Gewalt, Morddrohung, Drohung der Kindesentführung, die Drohung der Gewaltanwendung gegenüber der Frau nahe stehenden Personen

und/oder Selbstmorddrohungen.

86% der Frauen erlitten psychische Gewalt, in Form von: Beschimpfungen, Abwertung und Demütigung, Sachbeschädigung, Infragestellung des Geisteszustandes und Schlafentzug.

51% der Frauen widerfuhr ökonomische Gewalt, in Form von: Geld vorenthalten, Schulden/Bereicherung auf Kosten der Frau und/oder Erwerbstätigkeit verhindern.

68% der Frauen wurde soziale Gewalt in Form von ständiger Kontrolle, Isolation, Einsperren, Aussperren oder Freiheitsentzug angetan.

27% der Frauen erlebten Gewalt im Zusammenhang mit ihrer Migration: Drohung sie in das Herkunftsland zurückzuschicken, Gewalt im Zusammenhang mit dem Aufenthaltstitel sowie vorenthalten des Spracherwerbs.

7% der Frauen waren von Zwangsheirat betroffen. Entweder weil sie ihnen angedroht wurde oder weil die Heirat bereits vollzogen war und die darauf folgende Gewalt Anlass für eine Flucht ins Frauenhaus gab.

19% der Frauen gaben an sexualisierte Gewalt in Form von Vergewaltigung oder Zwang zu unerwünschten sexuellen Handlungen erlebt zu haben. Den Beobach-

tungen der Frauenhäuser nach dürften weit mehr Frauen von sexueller Gewalt betroffen sein, die Bereitschaft darüber zu sprechen ist allerdings sehr gering.

Ebenfalls 19% der Frauen wurden beharrlich und wiederholt verfolgt und belästigt, oft auch nachdem sie schon im Frauenhaus lebten.

28% der Männer waren während der Gewalttaten alkoholisiert. 13% der Täter waren bereits wegen Gewaltdelikten vorbestraft. 9% waren im Besitz einer Schusswaffe und in 6 Fällen wurde diese auch verwendet. 33 Frauen wurden mit einem Messer bedroht oder attackiert. Dazu muss gesagt werden, dass das bloße Wissen über das Vorhandensein einer Waffe, insbesondere einer Schusswaffe, im Fall von häuslicher Gewalt eine zusätzliche Bedrohung für das Opfer darstellt. <sup>4</sup>

<sup>4</sup> vgl. Tätigkeitsbericht 2007/08, Frauenhäuser Wien, S. 40





## 021

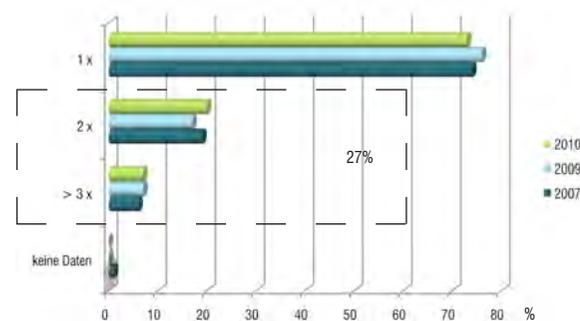
## Problemdarstellung

In Wien gibt es momentan vier Frauenhäuser in denen jährlich über 1.200 Frauen und Kinder Zuflucht und Schutz vor häuslicher Gewalt suchen. Neben den baulichen Einrichtungen wird der Notruf der Frauenhäuser intensiv in Anspruch genommen: Jährlich gehen über 2.300 Gewaltnotrufe ein. Demnach entschließt sich jede 4. Frau zu flüchten, da die Situation zu Hause unerträglich ist. Sind Kinder ebenso betroffen wird die Entscheidung und Umsetzung der Flucht immer schwieriger. Frauen können oftmals jedoch nicht aufgenommen werden, da die Häuser überfüllt sind und Wartezeiten entstehen, die psychisch sehr belastend sind. Die Plätze in den Frauenhäusern und vor allem in den Übergangswohnungen in Wien, sind durchgehend belegt.<sup>5</sup>

An dieser Stelle will ich betonen, dass diese Arbeit keine Kritik am bestehenden sozialen Netzwerk in Österreich für Frauen in Notsituationen sein soll. Im internationalen Vergleich haben die Hilfsorganisationen Großartiges geleistet. Die Frage ist, in wie weit der Raum und die Architektur dazu beitragen können ein funktionierendes soziales Gefüge zu unterstützen.

## nicht zum ersten Mal

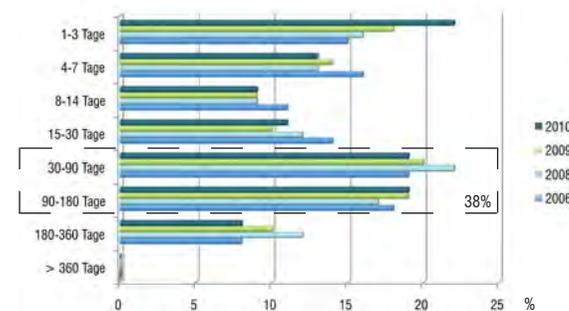
Anzahl der Aufenthalte im Frauenhaus



27 % der Frauen flüchten bereits zum 2.-3. Mal vor ihrem gewalttätigen Mann da sich die Situation zu Hause nicht geändert hat.

Abb. 3: Häufigkeit der Frauenhausaufenthalte  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

Aufenthaltsdauer in Tagen



Fast 38 % der Frauen bleiben zwischen 1-6 Monaten. Bei Trennungsabsichten kann ein längerfristiges räumlich-soziales Konzept unterstützend wirken.

Abb. 4: Aufenthaltsdauer  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

<sup>5</sup> vergleichende Statistiken wurden den Daten der Tätigkeitsbericht 2006-2010 der Frauenhäuser Wien entnommen

Wichtig ist ein klarer Unterschied zwischen der Einrichtung „Frauenhaus“ als akute Fürsorgestelle und der langfristigen Institution „Übergangswohnung“, in denen die, von Gewalt betroffenen Frauen und ihre Kinder bis zu zwei Jahre lang leben können. Grundsätzlich richtet sich die Dauer des Aufenthaltes im Frauenhaus danach wie lange die Hilfesuchenden den Schutz und die Unterstützung brauchen. Die Zahlen der vergangenen Jahre zeigen dabei, dass etwa ein Drittel der Frauen das Frauenhaus nur für einen kurzen Krisenaufenthalt bis zu einer Woche nutzt. Ein Fünftel der Frauen bleibt zwischen einer Woche und bis zu einem Monat. Zirka die Hälfte der Frauen und ihre Kinder nutzen das Frauenhaus als längerfristige Kriseneinrichtung mit einer Aufenthaltsdauer von einem Monat bis zu einem Jahr.

Rund drei Viertel aller Frauen suchen das Frauenhaus zum ersten Mal auf. Das restliche Viertel war bereits zu einem früheren Zeitpunkt oder öfter in einem Frauenhaus untergebracht. Viele Frauen benötigen mehrere Anläufe, um sich aus der gewalttätigen Beziehung zu befreien. Fast 30% kehren zu ihrem Partner zurück, da ihnen andere Möglichkeiten fehlen. Manche berichten auch von neuen Beziehungen, in denen sie wiederum Gewalt erlebten und so neuerlich den Schutz eines Frauenhauses in Anspruch nahmen.

Diese Zahlen zeigen einerseits die große Bedeutung des Frauenhauses auch für jene Frauen, die in ihre Beziehung zurückkehren, da sie einen sicheren Ort kennen, an den sie sich wieder wenden können, andererseits

wie wichtig der Ausbau von Übergangswohnungen ist, um mehr Frauen ein eigenständiges Leben ohne Gewalt ermöglichen zu können.

## Vermittlungsprobleme

Fast ein Viertel der Frauen kamen über die Polizei oder die Wiener Interventionsstelle ins Frauenhaus. Dies zeigt, dass die Gewalt zu Hause schon so massiv war, dass bereits von amtswegen eingeschritten wurde bevor die Frauen selbst aktiv werden konnten.

Als wesentlich ist auch die Vermittlung über das Amt für Jugend und Familie, Fraueneinrichtungen und andere Institutionen zu sehen; durch diese Einrichtungen fand ein Drittel der Frauen den Weg ins Frauenhaus, wodurch diese zu wichtigen Kooperationspartnern der Wiener Frauenhäuser werden. Mundpropaganda über Bekannte/Verwandte darf nicht außer Acht gelassen werden. Diese sind oftmals die ersten Ansprechpersonen für Frauen mit gewalttätigen Partnern.

Dass Frauen einen zweiten oder dritten Anlauf brauchen um sich von ihrem gewalttätigen Partner trennen zu können hängt mit vielfältigen Gründen zusammen: Ökonomische Abhängigkeit, Angst vor dem Alleinsein, die Hoffnung, der Partner werde sich verändern, oder die eigene Herkunftsfamilie drängt die Frau dazu, dem

Mann noch eine „Chance“ zu geben, so wie viele andere Gründe. Deshalb wird den Frauen, die wieder zu ihren Partnern zurückkehren, vermittelt, dass sie jederzeit wieder ins Frauenhaus kommen können, falls es zu neuerlichen Gewalthandlungen kommt.

Besonders schwer zu erreichen sind Frauen mit Migrationshintergrund, da sie oft sehr isoliert mit ihren Kindern wohnen und weder Sprache noch Schrift beherrschen. Aus dem Jahresbericht, des Vereins Wiener Frauenhäuser 2008 kann man entnehmen, dass Frauen aus insgesamt fünfzig Ländern beraten und betreut wurden. Daher können die Gespräche oft nicht auf Deutsch geführt werden und die Notwendigkeit von Dolmetscherinnen, liegt auf der Hand. Beratungsgespräche zu dritt sind eine Herausforderung für die Klientin, ihre Kinder, die psychosoziale Beraterin und die Dolmetscherin. Durch die sprachliche Barriere entstehen leicht Missverständnisse und das Vertrauen der Frauen, richtig übersetzt zu werden, muss erst aufgebaut werden. Besonders schwer ist die Lage für Frauen, die nicht in Österreich gemeldet sind und daher noch größere Furcht davor haben „entdeckt“ zu werden, als vor ihrem gewalttätigen Mann. Es erfolgt keine automatische Meldung durch die Polizei an die Ausländerbehörde. Viele Männer behaupten das, um den Frauen Angst zu machen. Das Risiko, dass der Misshandler selbst die Frau meldet, kann allerdings nicht ausgeschlossen werden. Wichtig sind Stellen, wie zum Beispiel der Verein „Orient Express“<sup>6</sup>, der Beratungs-, Bildungs- und Kulturinitiativen für Frauen anbietet und Wissen über die Rechte der Frauen vermittelt.

Die Möglichkeit sich selbst Informationen zu beschaffen spielt auch beim Projekt „Schönraum“ eine große Rolle. Im öffentlichen Cafe gibt es durch den Internetbereich „schnelle Daten“. In der Bibliothek kann man sich zurückziehen um Wissen anzueignen oder Geschichten in Büchern zu genießen. Ebenso bieten die Therapieräume genügend Platz für Sprach- und Rechenkurse für Kinder und Erwachsene.

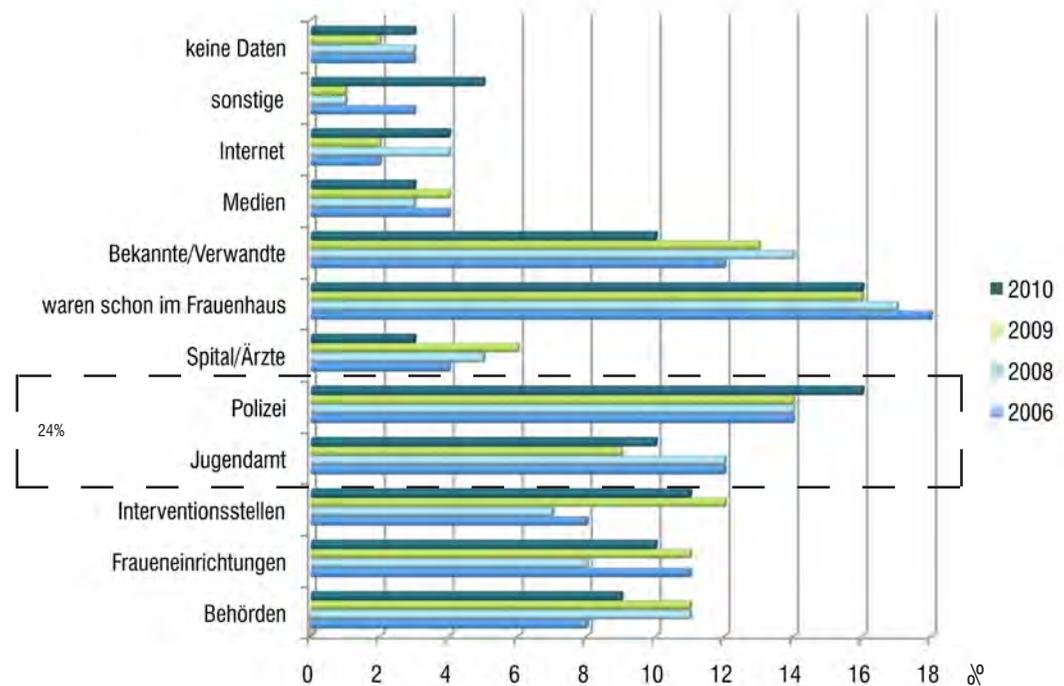
## Familien mit Migrationshintergrund

In Österreich leben zur Zeit, rund 8.3 Millionen Menschen. Davon sind 19% Familien mit Migrationshintergrund. Ein Drittel kommt aus einem der anderen EU-Länder, die anderen zwei Drittel aus Ex-Jugoslawien, der Türkei und anderen Staaten. 42% aller Familien mit Migrationshintergrund leben in Wien.<sup>7</sup>

Für das Projekt ist die hohe Dichte an unterschiedlichen Kulturen in Wien sehr hilfreich, da ein Beratungsgespräch in der Muttersprache viel mehr vermitteln kann, als in einer Fremdsprache. Wichtig ist, dass die Frau im Gespräch begreifen, dass Gewalt kein kulturelles Problem ist, sondern eine Verletzung der Menschenrechte darstellt. Wenn ein Mensch mit demselben kulturellen Hintergrund dies vermitteln kann, werden Rückhalt und

## Vermittlung an die Frauenhäuser

Abb. 5: Vermittlung an die Frauenhäuser  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis



Unterstützung innerhalb der Kultur gegeben und wirken nicht aufoktroziert. Nach Dorothea Zimmermann muss den Frauen und Mädchen die Angst genommen werden, sich zwischen ihrer Kultur und dem Recht auf ein gewaltfreies Leben entscheiden zu müssen.<sup>8</sup> Vor allem den Kindern muss vermittelt werden, dass „wirklich jedes Kind, ganz gleich welcher Herkunft, das Recht hat, in einer gewaltfreien Umgebung aufzuwachsen, und

auch ohne geschlechtsspezifische Diskriminierung.“<sup>9</sup>

Aus Mangel an Dolmetschern müssen, in manchen Fällen, die gewalttätigen Männer für die Mutter übersetzen oder die Söhne und Töchter, sprachliche Hilfestellung leisten. Es ist klar, dass so kein vernünftiges Gespräch geführt werden kann. Die Kooperation mit Vereinen, die ähnliche Interessen vertreten ist ganz entscheidend.

<sup>7</sup> 18. Dezember 2011, <http://www.auslaender.at/orient-express-beratungs-bildungs-und-kulturinitiative-fur-frauen> [www.orientexpress-wien.com]

<sup>7</sup> STATISTIK AUSTRIA (Durchschnitt aller Wochen eines Jahres). Erstellt am: 04.04.2012

<sup>8</sup> vgl. Zimmermann „Alles anders. Alles gleich“ Beitrag zum Tagungsbericht des Vereins Wiener Frauenhäuser 2009, S. 48-53

<sup>9</sup> zit. Zimmermann „Alles anders. Alles gleich“, 2009, S. 50

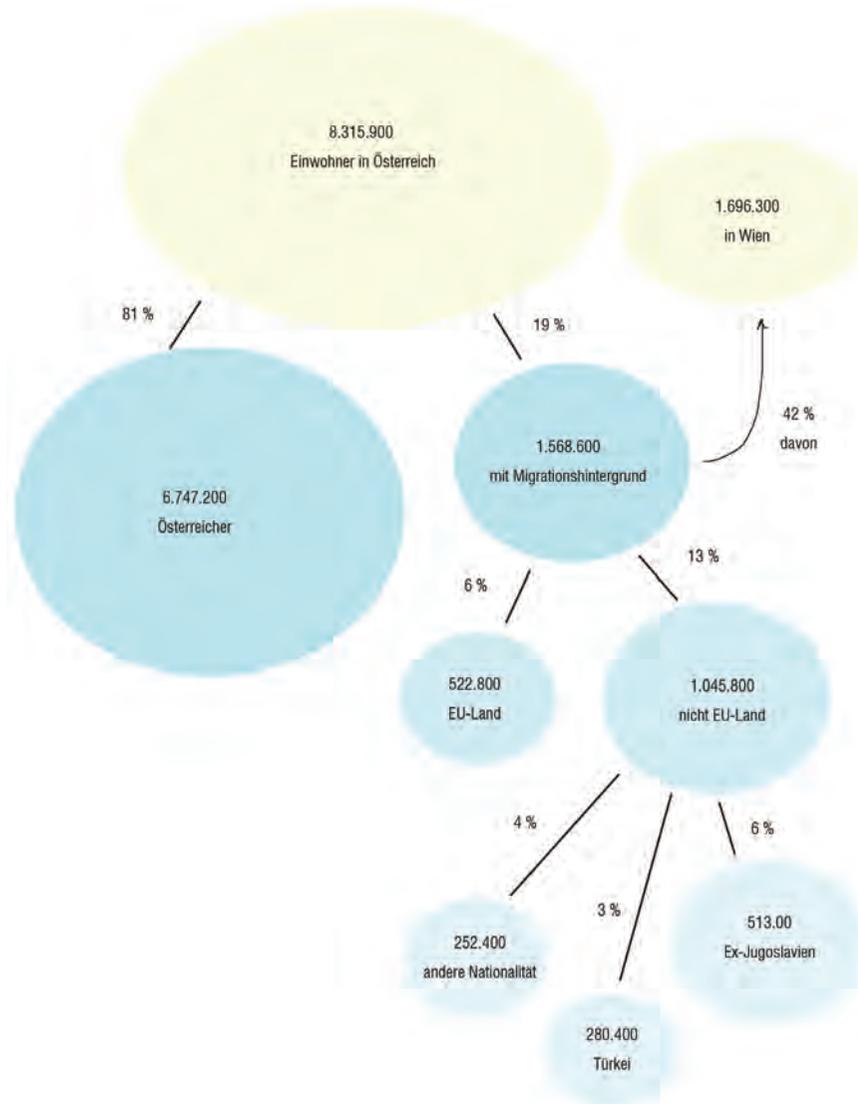


Abb.6: Bevölkerung mit Migrationshintergrund in Österreich 2012  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

Es gibt unterschiedliche Aspekte von Macht und Ohnmacht, die gerade in der Gewaltfrage eine ganz wesentliche Rolle spielen. Menschen, die aus ihrer Heimat flüchten mussten, hatten alle Momente der Ohnmacht und fühlten sich nicht wahrgenommen. Der Mensch braucht ein gewisses Gefühl von Macht im Sinne von Selbstwirksamkeit und Akzeptanz des Umfelds. Unmittelbar kann man diese nur an seiner Familie „ausleben“ und so kann es sein, dass zum Teil die Kinder - speziell die Söhne - bereits die Mütter schlagen. Die fehlende gesellschaftliche Etablierung wird im kleinen Bereich zu Hause gerächt.

Ein wesentlicher Punkt in vielen Kulturen ist das Verhältnis von Individualität zu Kollektivität. An Frauen und Kinder wird oft das Gefühl vermittelt, dass sie es eigentlich als Individuum nicht verdienen, glücklich zu sein, gewaltfrei leben zu dürfen und die eigenen Interessen als wichtig anzusehen. Stattdessen spüren sie den Druck des Kollektivs, dessen Ehrenkodex über das individuelle Glück gestellt wird.<sup>10</sup>

<sup>10</sup>vgl. Zimmermann „Alles anders. Alles gleich“, 2009, S. 48-53

## Ausbildung und Arbeitswelt

Ein orientierender Einblick in Statistiken der Jahre 2006 und 2007 belegt [Abb. 7 und 8]: 54% der Männer jedoch nur 31% der Frauen haben ein fixes Einkommen zum Zeitpunkt des Einzugs in das Frauenhaus. 30% der Frauen jedoch nur 6% der Männer sind ohne Arbeit. Die Arbeitsmarktsituation der Männer und Frauen hat sich in den letzten Jahren kaum verändert. Dies zeigt das hohe Maß an finanzieller Abhängigkeit, der Frauen, gegenüber ihren gewalttätigen Partnern. Frauen müssen sich oft zwischen Berufswelt und Haushalt mit Kindern entscheiden. Doppel- und Mehrfachbelastung durch Beruf und Haushalt sind im Regelfall zu Ungunsten von Frauen verteilt. Vor allem wenn Berufsaussichten und Tätigkeitsbereiche unattraktiv erscheinen, stellen sich Frauen Ehe und Familie als Wunschziel vor.

Es dominieren klassische Rollenbilder. Von Kindheit an kennen viele Mädchen nur das Bild der sorgenden Hausfrau und des außer Haus arbeitenden Vaters. Es fehlen Einblick und die Erfahrung selbst am Wirtschaftsleben teilzunehmen und davon zu profitieren. Sobald man in einem finanziellen Abhängigkeitsverhältnis zum Partner steht ist man diesem ausgeliefert und schutzlos. Besonders auffällig ist das Verhältnis zwischen Kinderanzahl und Gewaltpotential. Je mehr Kinder in der Familie leben desto gebundener ist die Frau, ohne Ausbildung und Einkommen an den Partner und seine Launen. Unter dem Motto: „mit drei Kindern nimmt dich eh keiner mehr...“<sup>11</sup>

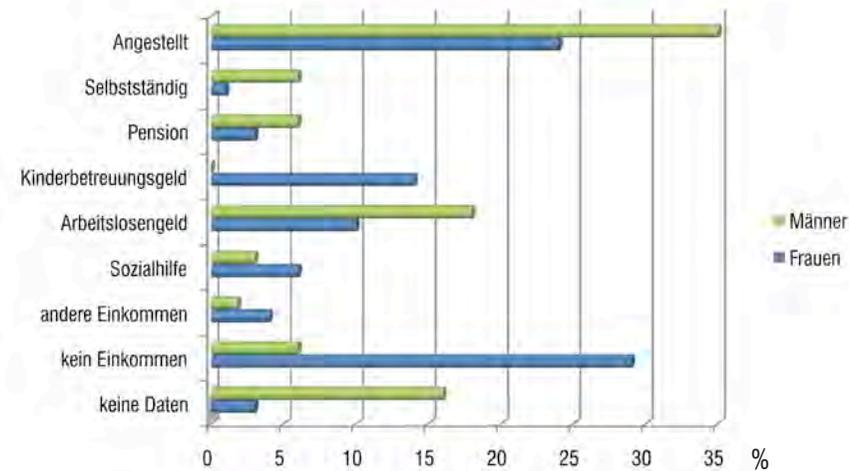


Abb. 7: Einkommenssituation der Männer und Frauen [vor dem Aufenthalt] 2006  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

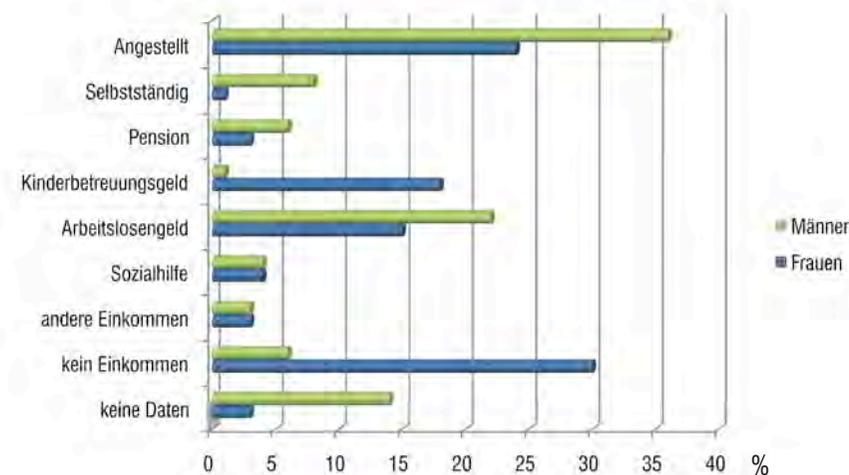


Abb. 8: Einkommenssituation der Männer und Frauen [vor dem Aufenthalt] 2007  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

<sup>11</sup> zit. Kurtz, Gewalttätige Verhältnisse, 1991, S 72

“Auftauchende berufliche und familiäre Probleme werden aus einer individuellen Perspektive gesehen, wodurch oft Ohnmachtsgefühle, Wut und Resignation entstehen. Der Druck wird leicht an Schwächere weiter gegeben, weil konstruktive Problembewältigung zu wenig erlernt wurde. Eine ungleiche Rollenverteilung macht auch die Familie zu einem Ort der Entfremdung.”<sup>12</sup>

Beruf und Haushalt sind nur dann zu bewältigen, wenn Unterstützung beider Partner bei Haushaltsführung, Kinderbetreuung und Pflegeverpflichtungen [Kranke, Alte,..] ausreichend gegeben sind. Raum- und Infrastrukturentwicklung können neben anderen Aspekten wertvolle Beiträge leisten, wie beispielsweise: ein ausreichendes Angebot an Betreuungsstätten, Schulen und Freizeiteinrichtungen.

Aus den Abbildungen 9 und 10 ist zu entnehmen, dass zwar ein deutlicher Rückgang von 10%, an Frauen ohne Einkommen nach dem Frauenhausaufenthalt, zu erkennen ist, neue Arbeitsplätze haben daran allerdings nur 1% Anteil. Der Rest der Leistungen kommt aus sozialen Geldern.

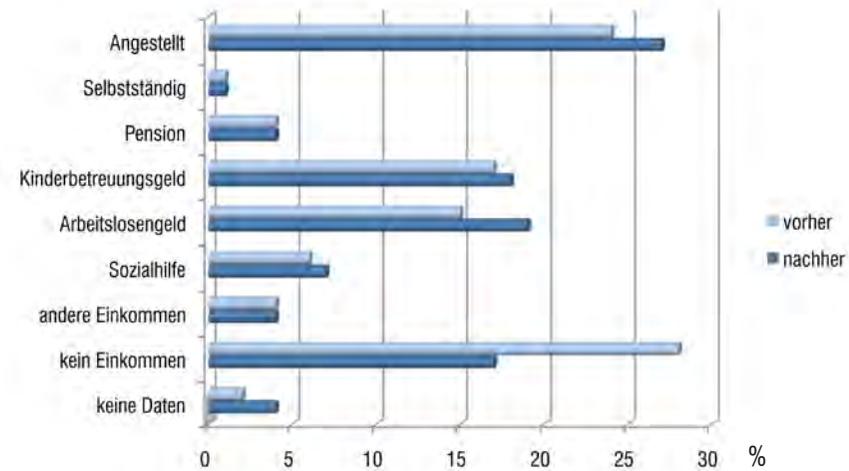


Abb.9: Einkommenssituation Frauen [nach dem Aufenthalt] 2009  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

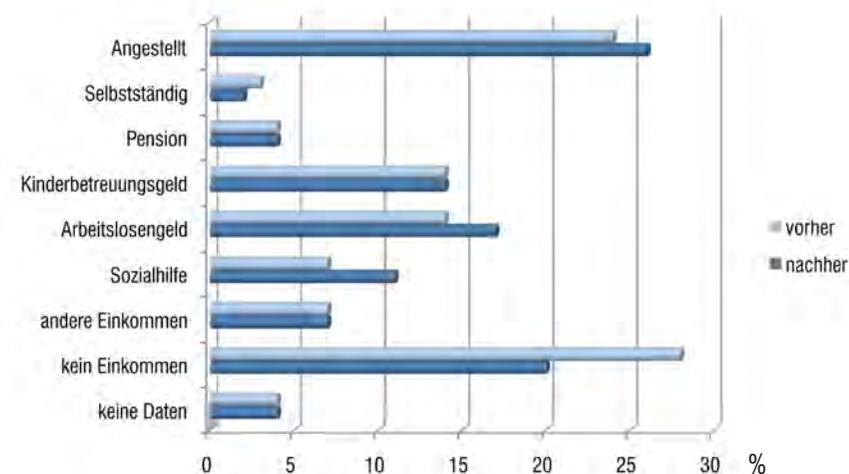


Abb.10: Einkommenssituation der Frauen [nach dem Aufenthalt] 2010  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

<sup>12</sup> zit. Kurtz, Gewaltige Verhältnisse, 1991, S 64

Wie eingehends erwähnt gibt es von Seiten der Wiener Frauenhäuser Einrichtungen mit langfristigen Zielsetzungen, unter dem Namen „Übergangsbereich“. Diese wurden im April 2006 als eigenständiger Verein eingeführt.

Anfang des Jahres 2010 wohnten 53 Frauen mit ihren Kindern in den Übergangswohnungen. Bis Ende des Jahres wurden weitere fünf Wohnungen angemietet, so dass mittlerweile 60 Wohnungen zur Verfügung stehen. Dies entspricht jedoch nur einem Viertel aller Frauen, die einen langfristigen Ausweg aus ihrem gewalttätigen Umfeld suchen. Die Bewohnerinnen erhalten rechtliche Unterstützung bei Scheidung, Obsorge, Unterhalt, Strafverfahren sowie fremdenrechtlichen Angelegenheiten und werden sowohl psychosozial als auch bei der Arbeitssuche unterstützt. Für Aus- und Weiterbildungen wird an andere Institutionen vermittelt. Nach ihrem Aufenthalt in den Übergangswohnungen übersiedelten rund 80% der Frauen mit ihren Kindern in ihre Finalwohnungen, davon sind mehr als die Hälfte Gemeindefwohnungen. Die übrigen Betroffenen haben andere Wohnmöglichkeiten gefunden. Voraussetzung für den Einzug in eine Übergangswohnung ist, dass die Frauen und deren Kinder nicht mehr akut gefährdet sind, über stabile finanzielle Mittel verfügen und ihr Alltagsleben selbständig bewältigen können.

## langfristig hält besser

Abb. 11: Wohnsituation der Frau nach dem Frauenhaus  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

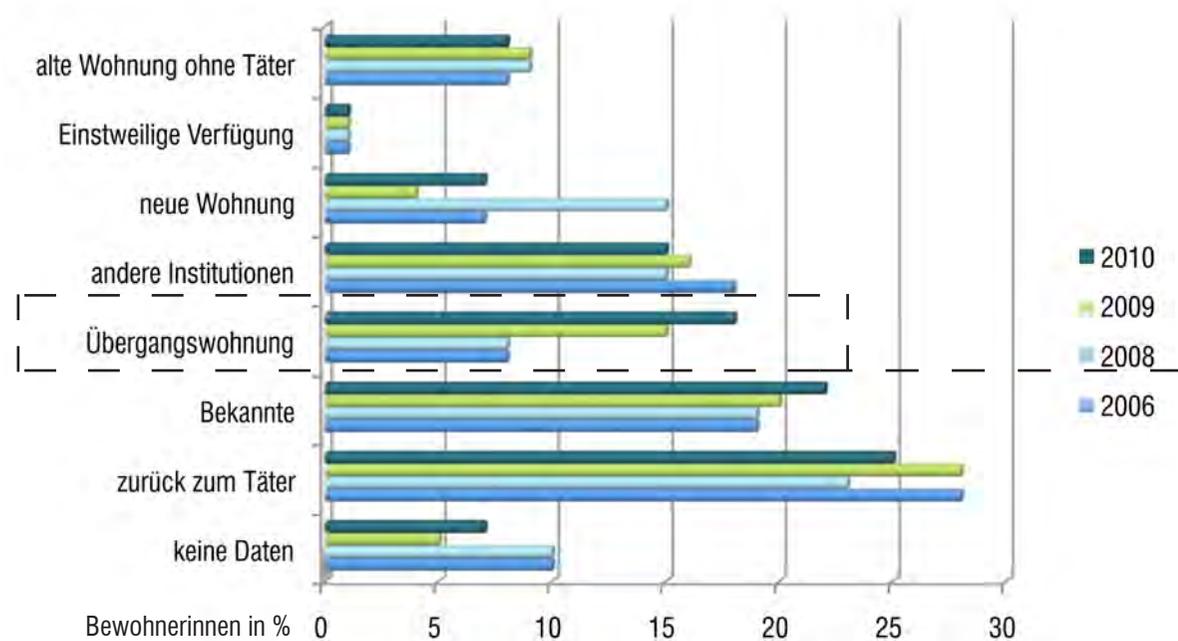
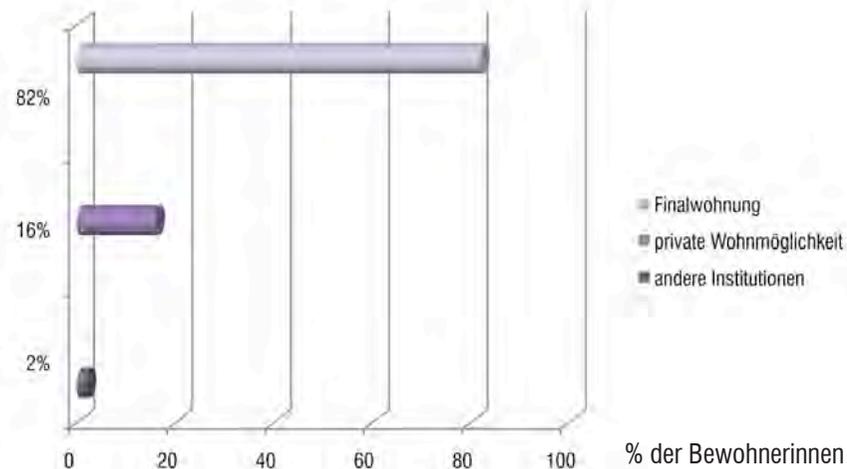


Abb. 12: Wohnsituation der Frau nach einer Übergangswohnung  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis



Die Mitarbeiterinnen des Nachbetreuungsbereiches sehen sich in diesem Prozess als Ansprechpartnerinnen für die Frauen, aber auch als Vermittlerinnen an andere Institutionen, die den Frauen auch nach ihrem Umzug in die Finalwohnung Unterstützung bieten können und somit ein sicheres Netzwerk bilden.

„Studien haben bewiesen, dass jahrelange Gewalterfahrungen bei den betroffenen Frauen und Kindern Wunden hinterlassen, und der Start in den neuen Lebensabschnitt oft von posttraumatischen Belastungsstörungen überschattet wird. Die Übergangswohnungen und die Unterstützung der Sozialarbeiter ermöglichen den Frauen und Kindern in dieser schwierigen Situation einen schrittweisen Übergang zur völligen Selbständigkeit in die Finalwohnung.“<sup>13</sup>

Die Zahlen zeigen, dass großer Bedarf in der Nachbetreuung besteht: so werden in einem Jahr rund 3.300 Telefonate getätigt, 380 Beratungen sowie 150 Begleitungen, Außentermine und Wohnungsbesuche in Anspruch genommen.

<sup>13</sup> zit. Berger, Tätigkeitsbericht 2007/08, „Übergangsbereich“, S.36

# 022

## Ziel der Arbeit

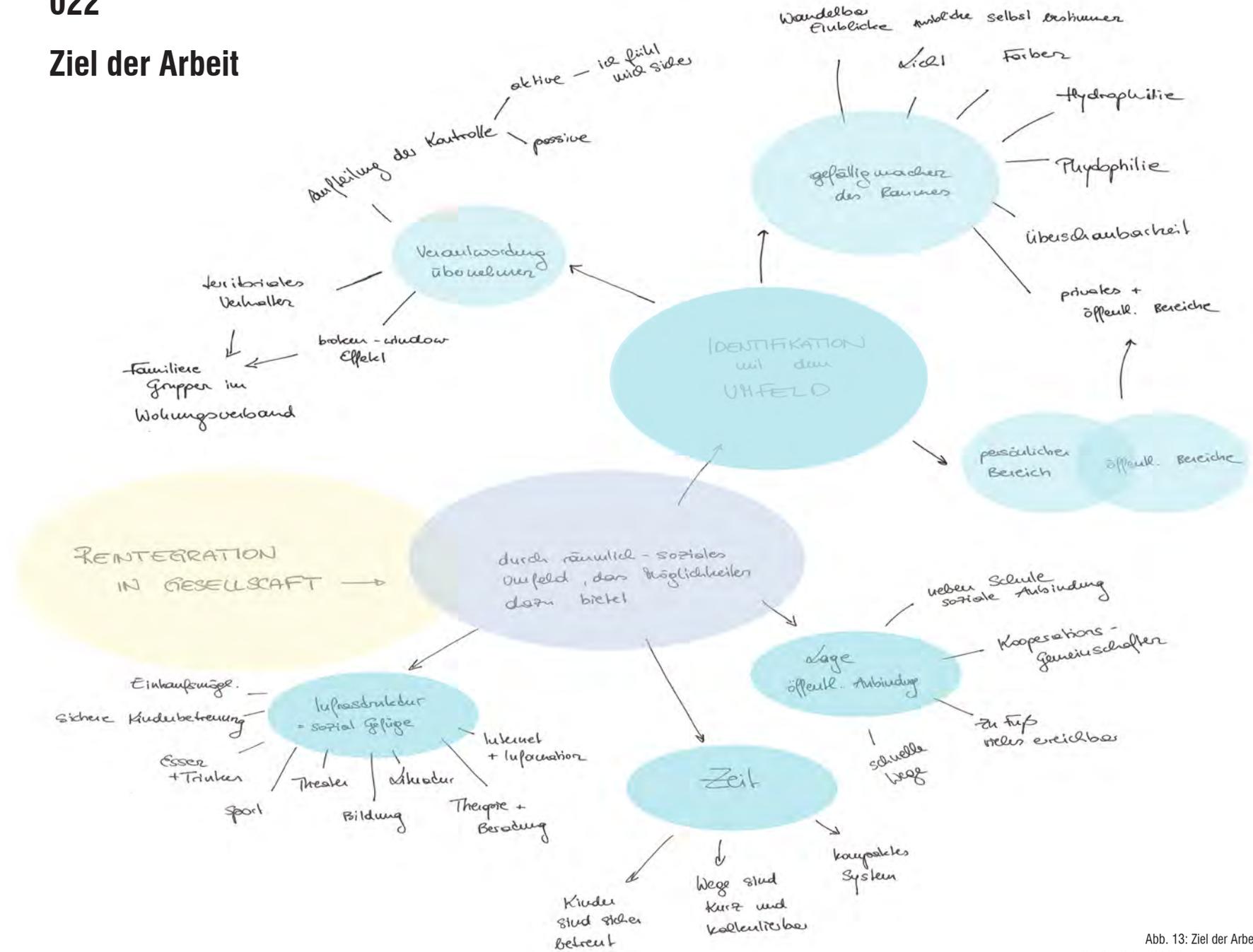


Abb. 13: Ziel der Arbeit  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

## langfristiges Vertrauen

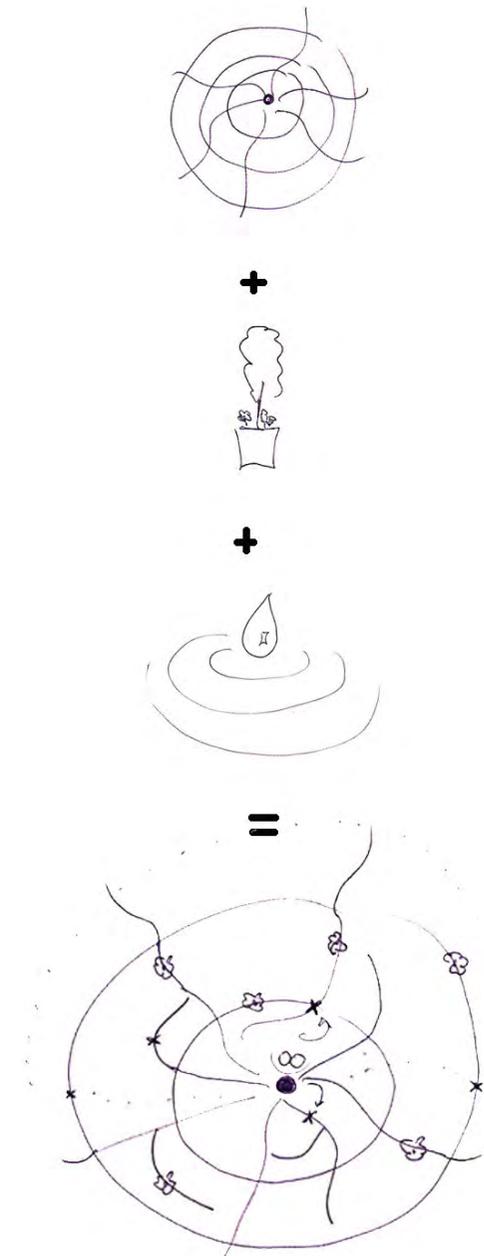
Vertrauen in seine Umgebung aufzubauen benötigt Zeit und ist wichtig um sich darin sicher zu fühlen. Nur wer sich geborgen fühlt und einen Platz hat, den er sein Zuhause nennt, kann Selbstvertrauen aufbauen und sich eher mit "der Welt da draußen" einlassen.

Die vier Stützen des räumlich-sozialen Konzeptes, für das Projekt "Schönraum", sind erstens eine gute **Infrastruktur**, im Hinblick auf die Bewohnerinnen und ihre Kinder, zweitens **Zeit**, die den Müttern zur Verfügung steht und in der sie sich um sich selbst kümmern können, da ihre Kinder sicher betreut sind. Drittens ist die Lage und eine gute **Verkehrsanbindung** vonnöten, um rasche Besorgungen zu machen und den Weg zur Arbeit kurz zu halten. Viertens und am wichtigsten ist, dass sich die Bewohner mit ihrem Wohnumfeld **identifizieren** können und es für schützenswert halten, sodass es lange gepflegt und behütet bleibt.

Durch die räumliche Gestaltung mit Pflanzen, Wasser, Licht und Farben, kann die Akzeptanz der Umgebung unterstützt werden. Die Einteilung in öffentliche und private Bereiche zieht sich durch das gesamte Gebäude des „Schönraums“ und wird von den Zimmern bis in die Gemeinschaftsbereiche räumlich ausformuliert.

Zwei Gestaltungsmittel sind für das menschliche

„Wohnbefinden“ besonders wichtig. Zum einen die Vorliebe des Menschen für Pflanzen, auch genannt **Phytophilie**. Die positive Auswirkung von Pflanzen auf den Menschen kann unter vielen Aspekten begründet werden: mittels der Evolutionstheorie, aus ästhetischen Gründen oder auch aus sozialer Sicht. Der Ausblick auf Natur, und der Aufenthalt im Grünen fördern die Erholung und das Wohlbefinden. Lebendiges Grün ist bedeutungsvoll in den Lebensbereichen Wohnen, Arbeiten und Erholung. Studien haben gezeigt, dass Menschen in einem Raum mit Grünpflanzen, sogar aus Plastik, konzentrierter und damit entscheidungsfreudiger werden.<sup>14</sup> Zum anderen ist Wasser für den Menschen von großer Bedeutung. **Hydrophilie** bedeutet wasserliebend und beruht ebenso wie die Vorliebe für Pflanzen, auf vielen Studien und Theorien aus den verschiedensten Wissenschaften. Wasser ist beispielsweise das wichtigste Überlebensmittel für den Menschen. Wer sich wäscht fühlt sich rein und unbelastet. Die optischen Effekte die Wasser erzieht, sind so strukturiert und vielfältig zugleich wie die Blätter einer Pflanze. Für den menschlichen Anspruch an Ordnung und Komplexität [auf den im Theorie-Teil noch näher eingegangen wird] ermöglicht Wasser einen schönen Kontrast zu der sonst starren, gebauten Welt. Planungsrelevant ist auch die Tatsache, dass der Mensch sich beruhigt fühlt in der Gegenwart von Wasser und daher länger an dem Ort verweilt.<sup>15</sup>



<sup>14</sup> vgl. Grammer, Vorlesung "Urbane Ethologie", 2011

<sup>15</sup> vgl. Grammer, Vorlesung "Urbane Ethologie", 2011

## Benutzerprofil

Nach dem Tätigkeitsbericht 2010 der Wiener Frauenhäuser fanden fast 600 Kinder gemeinsam mit ihren Müttern Schutz in einem Wiener Frauenhaus. Das ist im Vergleich der letzten fünf Jahre die höchste Anzahl an Kindern. Mehr als die Hälfte aller Frauenhausbewohnerinnen waren im Jahr 2010 mit einem oder mehreren minderjährigen Kindern im Frauenhaus. Etwas mehr als ein Drittel hatte keine minderjährigen Kinder und jede zehnte Frau hatte ihr Kinder nicht bei sich.

Die Anzahl an Kindern verteilte sich gleichmäßig auf Buben und Mädchen, was zeigt, dass auch männliche Betreuer extrem wichtig sind. Ihre Vorbildrolle für die Kinder ist von großer Bedeutung, um eine bessere Beziehung zu Männern aufbauen zu können, als sie es von zu Hause kennen.

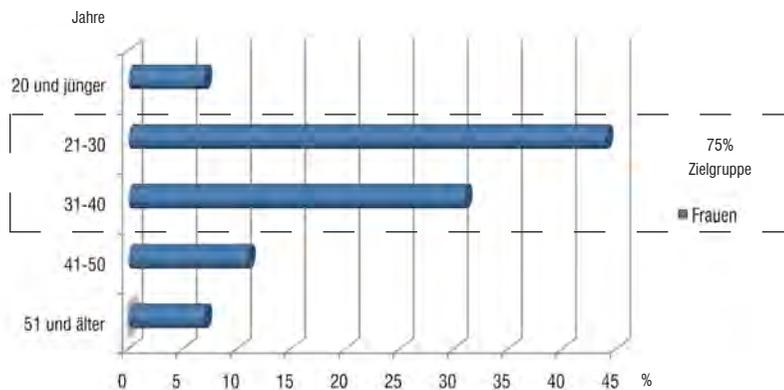


Abb. 15: Alter der Frauen  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

Bis 2009 konnten nur Frauen mit Buben unter 14 Jahren ins Frauenhaus einziehen. Diese Altersgrenze wurde Ende der 1980er Jahre festgelegt, nachdem es immer wieder zu Vorfällen gekommen ist, die die Sicherheit der Bewohnerinnen und ihrer Kinder, aber auch die der Buben selbst gefährdet haben. Im Dezember 2009 wurde ein Versuchsprojekt gestartet, das männlichen Jugendlichen über 14 Jahren ermöglicht, gemeinsam mit ihrer Mutter nach einem prüfenden Kennenlerngespräch in einem Frauenhaus zu wohnen. In 70% der Fälle konnten die Buben miteinziehen. Veröffentlichte Erfahrungsberichte gibt es dazu aber noch keine.

In der Altersstreuung der Kinder befand sich die größte Gruppe zwischen zwei und fünf Jahren, gefolgt von der Gruppe der Sechs- bis Zehnjährigen und den Kindern im Baby- und Kleinkindalter, bis 24 Monate. Die Anzahl der Jugendlichen ist am geringsten, was neben anderen Faktoren, an der zuvor beschriebenen Regelung liegt.

Bei 75 Prozent der Bewohnerinnen liegt das Alter zwischen 20 und 40 Jahren. Dies sind die Gruppen der Frauen mit Kindern und jenen die das Berufsleben noch vor sich haben. Selbst mit 40 ist es für Ausbildung und Berufseinstieg noch nicht zu spät. Die Integration in die Arbeitswelt ist für sie besonders wichtig.

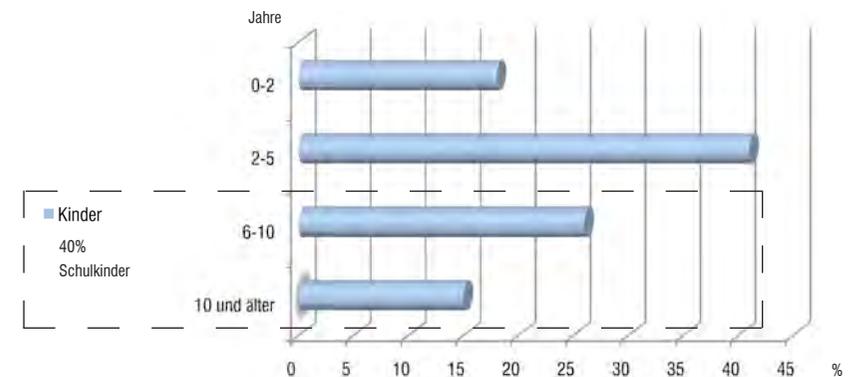


Abb. 16: Alter der Kinder  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

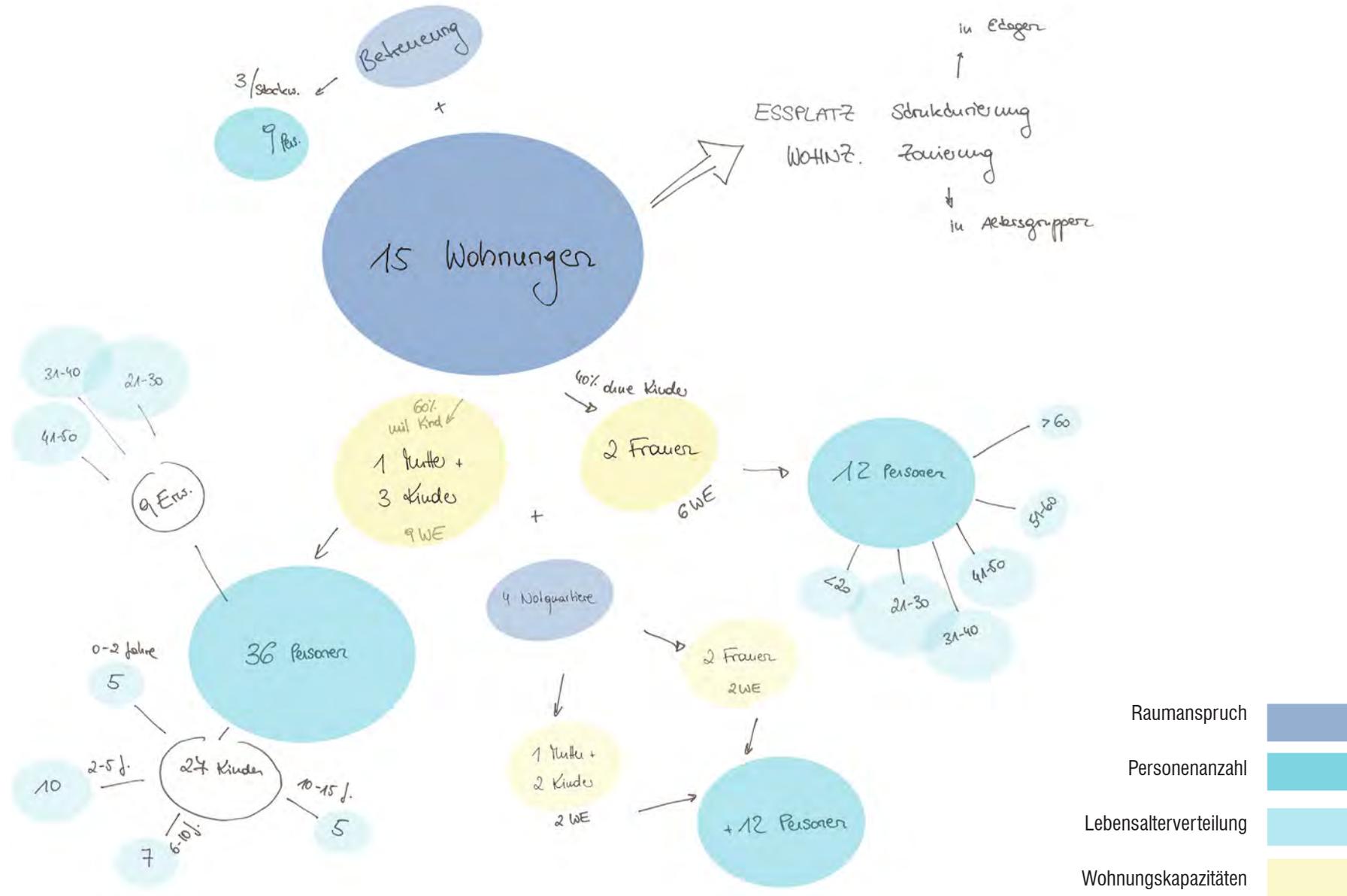


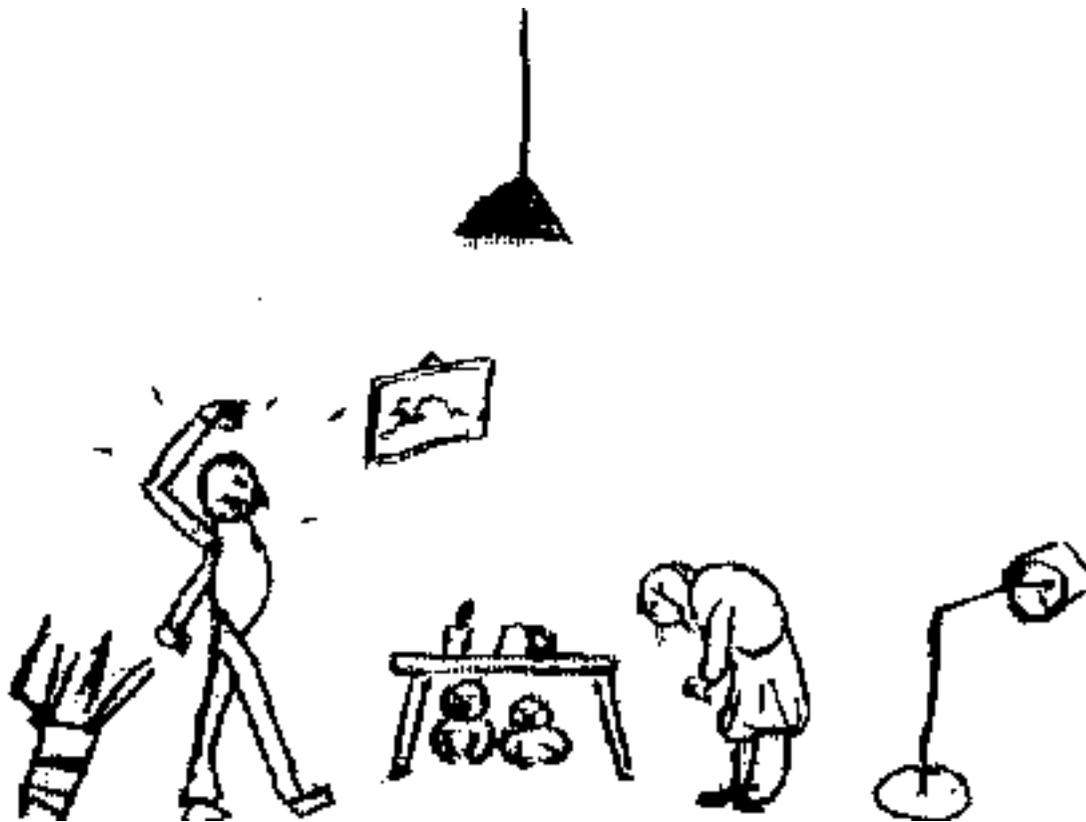
Abb.17: mindemap „menschliche Maßstab“, Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis





# 031

## Gewalt in der Familie



Die Familie kann auf der einen Seite, einen Zusammenhalt aus umsorgenden Menschen, ein beschützendes Zuhause und ein Ort des Rückzugs darstellen. Auf der anderen Seite kann sich das scheinbar schützende Eigenheim zum Schauplatz von eifersüchtigem Besitzstreben, Gewalt und Grausamkeit entpuppen. Unsere gesellschaftlichen Strukturen weisen der Familie, mit ihren Idealbildern, eine hohe Stellung zu, mit Wünschen und Hoffnungen die oft nicht erfüllt werden können. Die heile Welt aus dem Fernsehen und anderen Medien, kommt ohne Gewalt und blinde Wut aus. Konflikte werden besprochen und für alle zufriedenstellend gelöst. In der Realität müssen sich Familien und Partnerschaften mit psychosozialen und ökonomischen Problemstellungen und deren Lösungen auseinandersetzen, die diese in vielen Fällen zerbrechen lassen. In extremen Fällen kommt es zur Eskalation von Gewalt. Politische und wirtschaftliche Entscheidungsträger betonen immer wieder den hohen Stellenwert der Familie, ohne die dafür notwendigen Grundlagen zu schaffen. Familienfeindliche Arbeitsbedingungen, wie Nacht- und

Schichtarbeit, vorausgesetzte Mobilität, längere Dienstzeiten und der Gleichen, sollen zu einem Lohn akzeptiert werden, der als Lebensunterhalt mit Kindern nicht ausreicht. Die Arbeitsbedingungen allein lassen aber noch keinen Rückschluss auf aggressives Verhalten in der Familie zu. Grundsätzlich ist wichtig, dass die soziale und materielle Existenz beider Partner gesichert ist. Ungleichheit von Ressourcen und Macht sind die Grundvoraussetzung für Gewalt in der Familie. Das Bewusstsein des Mannes, über die Frau verfügen zu können, stellt diese in eine wehrlose Position. Sie ist dem Partner ausgeliefert, sowie die Kinder ihren Eltern. Für Frauen ohne Einkommen ist das Leben im Haushalt die einzig mögliche Existenz.

Einerseits sollte die Familie ihren Mitgliedern ermöglichen, offen und selbstbestimmt handeln zu können, andererseits sollen Kinder erzogen und vorbereitet werden, um sich später in der Gesellschaft etablieren zu können. In vielen Fällen wird auf gewalttätige Erziehungsmaßnahmen zurück gegriffen, weil die Eltern überfordert sind bzw. es selbst nicht anders gelernt haben.

Innerfamiliäre Gewalt wird oft solange nicht beachtet, bis sichtbare schwere Verletzungen zu Tage kommen. Die Blindheit der Nachbarschaft für Handgreiflichkeiten in „privaten Kreisen“ ist beachtlich groß. Die gesetzlichen Regelungen im Gegenstand „häusliche Gewalt“ haben sich erst in den letzten Jahren zu Gunsten der Opfer verbessert. Das in Gesetzen und Institutionen

verankerte Patriarchat galt und gilt in vielen Kulturen als Garantie für häusliche Harmonie und schließt ausdrücklich ein gewisses Maß an physischer Gewalt mit ein. Erst seit den 70er Jahren und der Gründung der „neuen Frauenbewegung“ wird das Ausmaß von Gewalt an Frauen und Kindern, in Österreich, öffentlich diskutiert und problematisiert.

Gewalt ist ein Missbrauch von Macht. Alle Aspekte von Gewalt gegen den Menschen sind ein Verstoß gegen die Menschenrechte. Die ungleiche Machtverteilung zwischen Männern und Frauen in patriarchalischen Gesellschaftsstrukturen gilt als Hauptfaktor für die Entwicklung von häuslicher Gewalt.<sup>16</sup>

Erst seit 24 Jahren ist dies die offizielle Meinung des europäischen Parlaments. Das Züchtigungsrecht der Eltern gegenüber ihren Kindern wurde in Österreich stufenweise erst zwischen 1975 und 1989 abgeschafft. Doch in allen Ländern gibt es nach wie vor Menschenrechtsverletzungen an Frauen und Kindern durch die herrschenden kulturellen, gesetzlichen, sozialen und familiären Strukturen.

Eine Gewalthandlung beinhaltet immer Elemente struktureller Gewalt und wird durch gesellschaftliche Machtverhältnisse und kulturelle Normen ermöglicht. Durch diese Normen wird Gewalt entweder als sozial erwünscht, selbstverständlich oder unerwünscht definiert. Unter struktureller Gewalt versteht man alle

traditionellen ökonomischen Machtverhältnisse, die zwischen den Geschlechtern bestehen. Diese äußern sich in den, von der Gesellschaft aufgezwängten, Rollenbildern sowie in beruflicher Diskriminierung und Tolerierung individueller Machtausübung von Männern an Frauen. In den Grund- und Strafrechten sind die Regeln festgelegt, nach denen die öffentlichen Institutionen Gewalt ausüben dürfen. Je nach Anschauung unterscheidet sich die Auffassung darüber, was legitime und illegitime Gewalt ist. Unterschiedlich ist auch die Haltung darüber, in wie weit private und öffentliche Gewalt erlaubt oder eingeschränkt sein soll.

Zu lernen, wie man seine Konflikte gewaltfrei löst, benötigt Zeit und Verständnis. Wut, Ängste und Enttäuschungen äußern sich in gewohnten Verhaltensweisen und daher ist selbst im Frauenhaus Gewalt ein großes Thema. Die Basis der Kommunikation fehlt bei vielen Hilfesuchenden. Sowohl mit den Kindern als auch mit den Müttern arbeiten Pädagogen zusammen, um Konflikte gewaltfrei lösen zu lernen. Aggressionen treten aber nicht nur bei Streitigkeiten auf sondern vor allem auch bei der Wissensvermittlung an die Kinder. Es gibt viele Konfliktpunkte rund um die Schule, die mit Hilfe von Fachleuten besser gelöst werden können. Hausübungen und Noten dürfen keine Angst machen und die Freude am Lernen und Wissen stehlen.

<sup>16</sup> vgl. Dokument A2-44/86, 20. Mai 1988, Sitzungsdokument, Bericht im Namen des Ausschusses für die Rechte der Frau; europäisches Parlament

## Erklärungsfaktoren für gewalttätiges Verhalten

Es gibt verschiedene Theorien, die sich mit dem Ursprung von Gewalt und aggressivem Verhalten befassen. Menschliches aggressives Verhalten ist von verschiedenen Faktoren abhängig, die sich gegenseitig beeinflussen: Zum einen gibt es zerebrale Faktoren, die natürliche Reaktionen auf außenstehende Reize darstellen.<sup>17</sup>

Hinzu kommt die genetische Veranlagung, wie eine Prädisposition zu aggressivem Verhalten. Bei den meisten Arten sind die Männchen im Durchschnitt aggressiver als die Weibchen. Auf der biologischen Seite stehen noch physiologische Faktoren: Hormone und Neurotransmitter sind bei der Steuerung aggressiven Verhaltens beteiligt, so gehen verminderte Serotonin- und erhöhter Testosteron-Spiegel mit aggressivem Verhalten einher. Entscheidend für den Gemütszustand sind auch gesamtorganische Faktoren, wie der psychische Zustand. Empfindungen und Motive beeinflussen das Aggressionsverhalten. Zum Beispiel erhöhen Schmerzen und andere als unangenehm empfundene Zustände wie hohe Außentemperaturen die Aggressionsneigung.<sup>18</sup>

Für diese Arbeit besonders interessant sind **gruppensoziologische** und **ontogenetische Faktoren**, die die

individuelle Entwicklungsgeschichte berücksichtigen. Bei Ausbildung oder Zerfall einer Rangordnung sind alle beteiligten Individuen aggressiver als in einer gefestigten Hierarchie. In einer anonymen Gruppe reagieren die Mitglieder anders als unter Vertrauten. Die Bildung von Gemeinschaften in „Familiengröße“ steigert die Kooperation unter den Mitgliedern und erleichtert das Zusammenleben. Persönliche Erfahrungen, Erlebnisse, Frustrationen, Ängste und Vorbilder beeinflussen aggressives Verhalten immens und sind speziell im Frauenhaus Thema.<sup>19</sup>

In einer Studie über Tatmuster bei tödlich endender Beziehungsgewalt, konnte Prof. Peter Steck [2005] zwei Motivationselemente identifizieren. Es lassen sich die folgenden statistisch abgesicherten geschlechtstypischen Unterschiede festhalten: Frauen töten eher um aus einer, als unerträglich empfundenen Beziehung zu entkommen. Männer töten vorwiegend aus der Motivation heraus, die Partnerin zu unterwerfen, sie zu halten. Dem Täter geht es einerseits um Anspruchs- und Besitzdenken gegenüber der Frau und andererseits um die Fortsetzung oder Wiederherstellung der Kontrolle über die Partnerin. Im Mord verliert er zwar seine Partnerin, doch „sie bleibt auch sein“.<sup>20</sup>

Der Weg hin zu tödlicher Gewalt folgt laut Steck [2006] einer spezifischen Dynamik. Über längere Zeit schwe-

lende Konflikte, die über aggressive und gewaltsame Handlungen ausgetragen werden, bilden die Grundlage eines tödlichen Ausgangs. Fortschreitende Reduktion der Handlungsperspektiven und die Angst vor einer entgleitenden Kontrolle führen zu einer verminderten Problemlösungskompetenz beim Mann. Die Schwelle für Gewalthandlungen sinkt mit der Dauer der Konflikte und hinzu kommen weitere belastende Ereignisse. Der Mann hat das dringende Bedürfnis nach einer schnellen Lösung bzw. dem Begehren einer letzten Aussprache. Er sieht seine Problemlösung in der Unterwerfung der Frau und im Fortbestehen der Partnerschaft. Werden diese Wege durchkreuzt, treffen manche Männer die Entscheidung zu tödlicher Gewalthandlung.<sup>21</sup>

## die Auswirkung auf Kinder

Jedes fünfte Kind ist von innerfamiliärer Gewalt betroffen oder wird Zeuge von physischen, sexuellen, psychischen und ökonomischen Misshandlungen. „Gegenüber Kindern sind sowohl Väter als manchmal auch Mütter gewalttätig. Allerdings ist das Ausmaß der Gewalt und der Grad der Verletzungen durch die Misshandlungen der Väter meist wesentlich massiver. Häusliche Gewalt findet überwiegend im vermeintlichen Schutz des eige-

<sup>17</sup> vgl. Wilson & Daly, Competitiveness, Risk Taking and Violence: The Young Male Syndrome. Ethology and Sociobiology 6, 1985, S. 59-73

<sup>18</sup> vgl. Bauer, Schmerzgrenze: Vom Ursprung alltäglicher und globaler Gewalt, 2011, S. 17-34

<sup>19</sup> nach Haeckel, 1866

<sup>20</sup> vgl. Steck, Tödlich endende Partnerschaftskonflikte. in Kerner & Marks [Hrsg.], Internetdokumentation Deutscher Präventionstag, Hannover, 2005

<sup>21</sup> vgl. Steck, Partnertötung: Probleme der Prognose und der Prävention. „Neue Herausforderungen für die Intervention und Prävention häuslicher Gewalt“, 2006, S.51-67

nen Zuhauses statt und spiegelt das strukturelle Machtverhältnis der Männer und Frauen wider.<sup>22</sup> Nach Kunz ist die Ansicht, dass ein Kind zur gesunden Entwicklung prinzipiell seinen Vater braucht nicht haltbar. Selbstverständlich ist es für das Heranwachsen des Kindes förderlich, wenn es den Vater liebevoll und fürsorglich erlebt. Wenn der Kindesvater jedoch gewalttätig ist, ist es für die psychische Entwicklung des Kindes besser, wenn es keinen bzw. nur sehr eingeschränkten Kontakt zu seinem Vater hat.<sup>23</sup>

Die Folgen von wiederholten Misshandlungen, die vor allem unvorhergesehen oder unvermittelt statt finden, wirken sich traumatisierend auf die Betroffenen aus. Als Kinderpsychologin betreut Gondi Kunz viele Kinder, die unter verschiedensten körperlichen Misshandlungen leiden mussten [z.B. geschlagen, getreten, geschüttelt werden sowie Gewaltanwendungen mit Gegenständen wie Gürteln, Waffen, Messern, werfen von Alltagsgegenständen, usw.] erlebten. Ein 10-jähriger Bub wurde beispielsweise täglich in der Hausaufgabensituation von seinem Vater rituell mit dem Gürtel geschlagen, um ihn „anzutreiben“. Auch seelische Gewalt belastet die betroffenen Kinder sehr. Sie erleben Demütigungen, Entwertungen, Beschimpfungen oder Drohungen [„... ich töte deinen Hasen bzw. lasse ihn verhungern, wenn ihr nicht zurückkommt ...“<sup>24</sup>]. Diese Drohungen werden bedauerlicherweise auch immer wieder umgesetzt.

Je nachdem welche Gewalt das Kind erfahren hat, sind Folgen und Auswirkungen unterschiedlich. Viele leiden unter dem Gefühl der eigenen Ohnmacht, Hilflosigkeit und starker Furcht. Dadurch werden viele Kinder in ihren Entwicklungs- und Entfaltungsmöglichkeiten eingeschränkt. Zudem zeigen die betroffenen Kinder und Jugendlichen häufig Ängste, depressive Verstimmungen und ein herabgesetztes Leistungsvermögen. Jugendliche Mädchen neigen speziell zur Selbstverletzung, hingegen weisen Buben ein fremdenschädigendes Verhalten auf. Bei sexuellen Übergriffen reagieren die Betroffenen häufig mit verbal oder körperlich übergriffigem Verhalten. Viele Kinder leiden unter Durchschlafstörungen oder haben Probleme beim Einschlafen. Es besteht die Angst einzuschlafen, da in der Nacht wieder „etwas Schlimmes“ passieren könnte. Zudem treten häufig auch psychosomatische Auffälligkeiten, wie Kopf- und Bauchschmerzen, Übelkeit und Neurodermitis auf, die Folgen der schweren seelischen Belastung sind.

Viele Täter schieben dem Opfer die Schuld seines Gewaltausbruches zu und übernehmen somit keine Eigenverantwortung für ihr Handeln. Das Kind selbst fühlt sich schuldig und glaubt es „verdient“ zu haben und zu Recht geschlagen zu werden. So wird das Selbstwertgefühl massiv beeinträchtigt.

## Lernen Konflikte zu bewältigen

Auch auf der sozialen Ebene zeigen viele der betroffenen Kinder Auffälligkeiten wie geringe Frustrationstoleranz, geringe soziale Kompetenzen, eine destruktive Verhaltensweise, wie körperliche Auseinandersetzungen mit anderen Kindern sowie vermindertes Konfliktlösungspotenzial. Auch zerstörerische Handlungen wie Vandalismus treten gehäuft auf und müssen im Entwurf des räumlich-sozialen Konzepts berücksichtigt werden.

Viele Kinder empfinden den Einzug ins Frauenhaus als Erleichterung da sie der angstbesetzten Situation zu Hause entfliehen können. Es muss verhindert werden, dass Väter den Kindern auflauern können, um sie wieder mitzunehmen. Eine Gegenmaßnahme ist eine örtliche Bündelung und Überwachung von Kindergärten, Schulen und Spielplätzen sowie ein geeignetes Sicherheitskonzept.

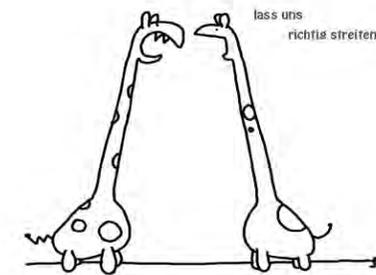


Abb. 19: Konflikte lösen, Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

<sup>22</sup> zit. Kunz, „Kinder als Betroffene oder Zeuginnen von Gewalt“, Tagungsbericht 30 Jahre Frauenhäuser Wien 2009, S.39

<sup>23</sup> vgl. Kunz, Tagungsbericht 30 Jahre Frauenhäuser Wien 2009, S.39

<sup>24</sup> zit. Frau S. nach Kunz, Tagungsbericht 30 Jahre Frauenhäuser Wien 2009, S.41

Spezielle Therapie- und Beschäftigungsgruppen helfen den Kindern und Jugendlichen sich zu stabilisieren und zu orientieren. In Einzelarbeit wird an Problemen, wie Angstbewältigung, Stärkung des Selbstbewusstseins und an der Förderung des emotionalen Ausdrucks gearbeitet. Laut Max Friedrich ist auch der verbale Ausdruck entscheidend und gehört gelernt. „Wir brauchen [...] Ausdrücke und zwar verbale Ausdrücke für die Emotionalität, es ist durchaus erlaubt, Ärger, Wut, Zorn zu haben, unter der Voraussetzung nämlich, dass auch Hemm-, Brems-, Kontroll- und Steuermechanismen diese von uns als negativ bezeichneten Gefühle in Bahnen halten. Aber wir müssen auch irgendwo üben dürfen, wir müssen den Ärger herauslassen dürfen, wir müssen eine Konfliktkultur, Streitkultur, Versöhnungskultur entwickeln und das geht nur in der Gemeinschaft und da ist nicht nur die Familie, sondern notgedrungen selbstverständlich auch die Schule gefragt. Emotionen müssen sein, sie müssen auch heraus dürfen, weil streiten kann auch verbinden.“<sup>25</sup>

Sprachbildung sollte ein zentrales Thema in Ausbildungs- und Betreuungsstätten sein, denn es ist von großer Bedeutung wie wir kommunizieren. Die Sprache muss, nach Max Friedrich, als Kommunikationsmittel geschult werden um Prävention gegen Gewalt zu erzielen. Unter dem Motto: Nur der, der keine Sprache hat, lässt die Fäuste sprechen, jeder andere kann auch streiten. Wichtig wäre, dass die Kinder von Klein auf eine

ausgeglichene Konflikt-, Streit- und Versöhnungskultur kennen lernen und so selbst eine solche entwickeln können.

## Risikoeinschätzung zu eskalierender Gewalt

Wenn sich Frauen zur Flucht in ein Frauenhaus entschließen ist der nächste wichtige Schritt das nachgehende Gefährdungsrisiko abzuschätzen. Es sollten möglichst rasch jene Frauen und Kinder erkannt werden, bei denen ein besonders hohes Risiko von wiederholter bis hin zu schwerer, eskalierender Gewalt besteht. Für diese Gruppe ist ein intensiveres Beratungsangebot und eine umfangreiche Sicherheitsplanung notwendig.

Das Wissen über Gewaltdynamiken mit Risiko fördernden und Risiko mindernden Einflussfaktoren, ist unverzichtbar. De Becker [1997] schreibt, dass Gewalttaten erkennbare Muster und Warnsignale in sich tragen. Gewaltdelikte in Paarbeziehungen sind, so der Autor, die vorhersehbarsten von allen Gewaltdelikten. Partnertötungen erfolgen dabei nicht plötzlich und unerwartet. Sie sind häufig der Endpunkt von über Jahre gehenden gewalttätigen Auseinandersetzungen, die sowohl dem Täter- wie dem Opferumfeld bekannt sind. Es sind großteils Ergebnisse von kaltblütigen Entscheidungen und keine Verbrechen aus Leidenschaft.<sup>26</sup>

Es gibt **Schlüsselindikatoren**, mit denen das Gefährdungsrisiko abgeschätzt und präzisiert werden kann. Einerseits wird die aktuelle Situation des Täters betrachtet und seine Vorgeschichte. Mögliche Vordelikte, Zugang zu Waffen, Gewalterfahrung in Kindheit und Jugend, soziale und kulturelle Deklassierung im Erwachsenenalter, psychische Erkrankungen, sowie Alkohol- und Drogenkonsum werden besprochen. Weiters wird erfasst, wie hoch der Grad an Dominanz, Eifersucht, Besitzdenken und Kontrollzwang des Mannes ist. Viele tragen das Bild einer strengen geschlechterhierarchischen und traditionellen Macht-, Aufgaben- und Rollenverteilung in sich und entwerfen daraus ihr problematisches Identitätskonzept. Ebenso wird die Situation der Frau analysiert. Punkte, wie Gewalterlebnisse in der Kindheit und Jugend, soziale Isolation, ein traditioneller, patriarchaler Migrationshintergrund oder eine Schwangerschaft bzw. kürzlich zurückliegende Geburt, sind Einflussfaktoren ob Frauen Gewalt über sich ergehen lassen und diese ertragen. Frauen ohne Ausbildungsabschluss sowie mit geringem bzw. keinem Einkommen tragen ein höheres Gefährdungsrisiko, vor allem, wenn der Partner ebenfalls in einer sozial schwierigen Lage ist. Neben den personenbezogenen Faktoren gibt es situative bzw. konfliktverschärfende Einflussgrößen wie beispielsweise Trennungs- und Scheidungssituationen.<sup>27</sup>

Besonders gefährdet, sind Frauen mit Migrationshintergrund aus traditionellen patriarchalen Gesellschaften.

<sup>25</sup> zit. Friedrich "die körperliche und psychische Auswirkungen von Gewalt an Kindern" im Tagungsbericht 30 Jahre Frauenhäuser Wien, 2009, S.30

<sup>26</sup> vgl. de Becker, Mut zur Angst, 1997

<sup>27</sup> vgl. Kröss, „Risikoeinschätzung zu eskalierender männlicher Gewalt gegen Frauen und Kinder im häuslichen Kontext“, Beitrag zum Tätigkeitsbericht Frauenhäuser Wien 2007/08, S. 9

Die Hauptprobleme sind Zwangsverheiratungen und die geförderte „Gewalt im Namen der Ehre“<sup>28</sup>. Die Ehre betrifft das Kollektiv. Dort wo sie verletzt wird, wird das Ansehen aller Angehörigen beschädigt. Das bedeutet, dass Vergeltung, in Form von Bedrohung, Verfolgung, Kontrolle, Abwertungen und gewalttätigen Übergriffen, von verschiedenen Familienangehörigen ausgehen können. Einzelne Familienangehörige, die sich hinter die Frau stellen, werden mitunter auch bedroht. Dies kann bis hin zum Ehrenmord reichen.<sup>29</sup>

Je mehr Indikatoren zum Tragen kommen, desto höher ist das Risiko einer eskalierenden Gewalt bis hin zu **Tötungsdelikten**. Gewalt entwickelt sich aus dem Zusammenspiel zwischen Gefährder, Opfer, vorangegangener Geschichte, situativer und anderer Einflussgrößen. Eine Gefährdungseinschätzung ist als prozesshaftes Vorgehen zu verstehen. Die Gefährdung der Frau und der Kinder lässt sich nicht zu einem bestimmten Zeitpunkt endgültig klären sondern muss immer wieder unter den veränderten Gesichtspunkten betrachtet und neu analysiert werden. Hierfür stehen verschiedene Methoden zur Verfügung, wie beispielsweise das JACA Modell [justification, alternatives, consequences, ability] von de Becker, bei dem aus der Sicht des Täters gearbeitet wird.<sup>30</sup>

Viele Frau zeigen einen hohen Grad an **Ambivalenz** dem Gefährder bzw. dem Hilfsangebot gegenüber. Darun-

ter sind, sich widerstreitende Gedanken, Gefühle und Wünsche zu verstehen welche zu inneren Konflikten und wechselnden gegensätzlichen Handlungsweisen, Reaktionen und Haltungen führen können. Dies kann bewirken, dass wichtige Informationen zum Gefährder, zur Gewalt, wie auch zur Beziehungsgeschichte gegenüber der Beraterin zurückgehalten werden. Es kann vorkommen, dass die Frau die eigene wie auch die Gefährdung der Kinder, teilweise oder mitunter sogar gänzlich ausblendet. Es ist ein sensibler und aufmerksamer Umgang mit diesem Problem erforderlich. Gespräche ohne Ergebniszwang eröffnen der Frau und den Kindern den Raum, ihre innere „Zerrissenheit“ auszudrücken. Das Hilfsangebot muss die persönlichen Wünsche und Bedürfnisse, wie auch die Möglichkeiten der Frau berücksichtigen und ernst nehmen. Dies schließt auch eine Rückkehr zum Gewalt ausübenden Mann mit ein. Offenheit und Respekt gegenüber der Entscheidung der Frau sind bedeutsam. Erst dann wird die zukommende Hilfe angenommen und als unterstützend erlebt. Sind Kinder involviert und ist das Kindeswohl gefährdet, wird versucht, die Mutter als Kooperationspartnerin zu gewinnen. Sollte dies nicht möglich sein, wird als weitere Unterstützungsmöglichkeit für die Mutter und das Kind, die Zusammenarbeit mit dem Amt für Jugend und Familie gesucht.<sup>31</sup>

Gleichzeitig muss der Blick auch auf den Gefährder gerichtet werden, um eine funktionierende **Sicherheits-**

**planung** für die Frau und ihre Kinder zu entwickeln. Auf der einen Seite wäre es notwendig mit dem Gefährder Kontakt aufzunehmen und kontinuierliche Gespräche zu führen um eine Gefährdungsprognose zu erhalten. Auf der anderen Seite benötigt auch der Mann stabilisierende Faktoren in seinem Leben, welche mit dazu beitragen sein Gefährdungspotenzial gegenüber Dritten zu senken. In der Praxis stellt sich die Frage, wer nach der Risikoanalyse und dem Gefährdergespräch der Polizei, die weitergehende kontinuierliche Arbeit mit dem Täter übernimmt und dessen Kosten trägt. Der Gewalt ausübende Mann erfährt seitens der Öffentlichkeit keinen hinreichenden Druck sein Verhalten zu ändern.

<sup>28</sup> zit. Böhmecke, Walz-Hildenbrand, „Im Namen der Ehre. misshandelt zwangsverheiratet ermordet“, 2007

<sup>29</sup> vgl. Ter-Nedden, „Familiäre Gewalt und Ehrenmorde bei Migrantinnen“ in Hoffmann und Wondrak, Häusliche Gewalt und Tötung des Intimpartners, 2006, S.131-153

<sup>30</sup> vgl. de Becker, Mut zur Angst, 1997

<sup>31</sup> vgl. Kröss, „Risikoinschätzung zu eskalierender männlicher Gewalt gegen Frauen und Kinder im häuslichen Kontext“, Beitrag zum Tätigkeitsbericht Frauenhäuser Wien 2007/08, S. 9

## 032

## räumliche Lösungsansätze

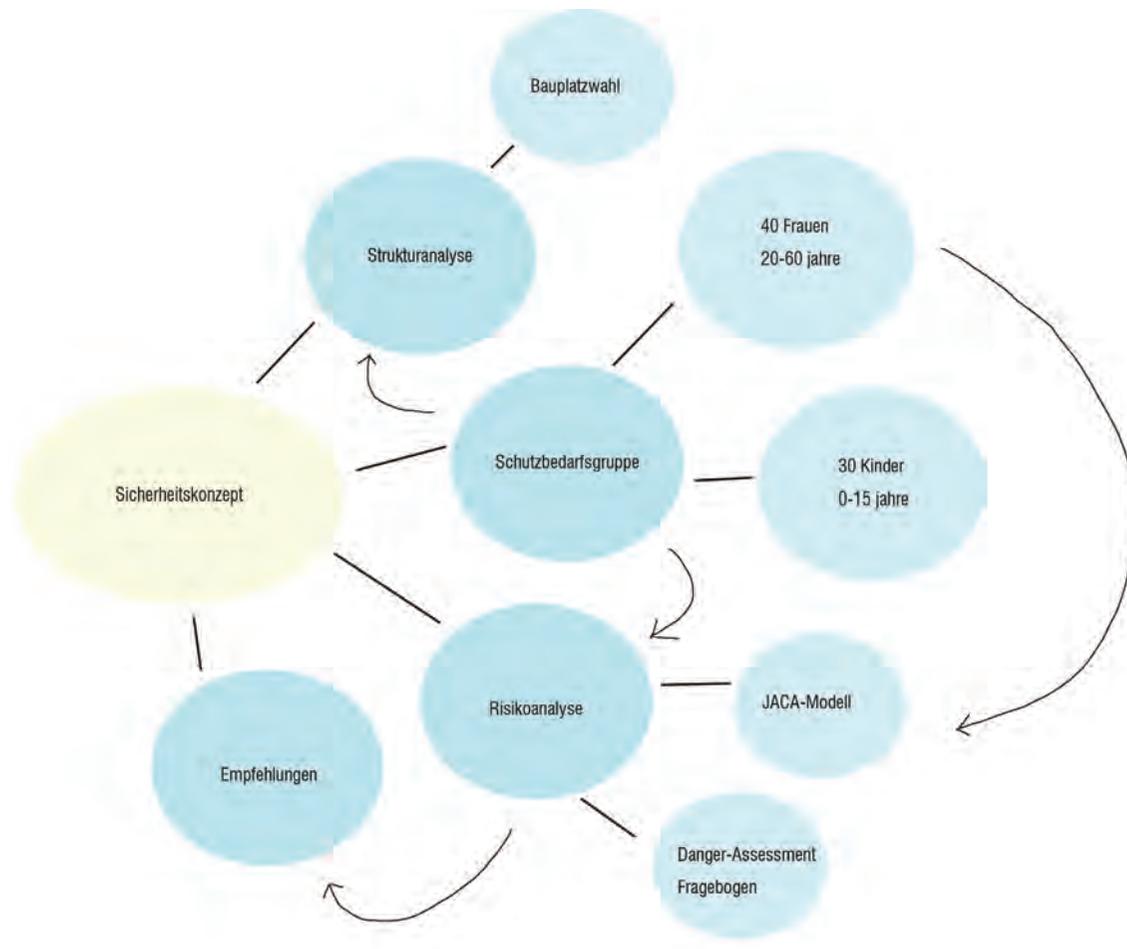


Abb. 20: Sicherheitskonzept  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

## Sicherheitskonzept

Wie zuvor beschrieben besteht große Angst davor, dass der gewalttätige Partner, der Frau und den Kindern noch nach ihrer Flucht etwas antun könnte. Daher ist ein umfassendes Sicherheitskonzept für diesen Entwurf bedeutsam.

Einerseits bietet die Umgebung entscheidende Vorteile, da die Kinderbetreuungsstätte direkt im Haus ist und die Volks- und Mittelschule gegenüber liegen. Alle sozialen, kulturellen und gemeinschaftlichen Bereiche die der „Schönraum“ bietet, samt Freiraum auf der Dachterrasse, sind durch das Gebäude erreichbar.

Es gibt zwei Eingänge. Einen Haupteingang, der immer geöffnet und sichtbar kontrolliert wird und einen Eingang von der Straße her über das Cafe. Dieser wird, nicht ganz so offensichtlich, über die Betreiber und Besucher überwacht.

Der Zugang zur Bibliothek und den Therapieräumen erfolgt nur mittels Zugangsberechtigung und Voranmeldung beim Haupteingang. Die zentrale Erschließung des Wohnbereichs dient gleichzeitig als Lichthof und ermöglicht einen Überblick über alle Stockwerke sowie den Außenbereich. Einerseits sind die vielen Blickkontakte spannend und sollen vor allem die Kinder neugierig machen, andererseits achtet man besser aufeinander und weiß schon vor dem betreten, welche Situation einen in diesem Raum erwartet.

## Panoptikum

In Anlehnung an das „Panoptikum-Prinzip“ von Jeremy Bentham [1791] bündelt sich der Überblick über den Vorbereich des „Schönraums“ und in das Gebäude in einem Punkt und kann von diesem aus völlig kontrolliert werden.

Das Panoptikum [zum Sehen gehörend], ist ein vom britischen Philosophen und Begründer des klassischen Utilitarismus, Jeremy Bentham, stammendes Konzept zum Bau von Gefängnissen und ähnlichen Anstalten. Allen Bauten des „Panoptikum-Prinzips“ ist gemeinsam, dass von einem zentralen Ort aus alle Fabrikarbeiter oder Gefängnisinsassen beaufsichtigt werden können. Im Mittelpunkt steht ein Beobachtungsturm, von welchem aus Zelltrakte in Strahlenbauweise abgehen. So kann der Wärter in der Mitte in die Zellen einsehen, ohne dass die Insassen wiederum den Wärter sehen können. Das liegt daran, dass die Gefangenen aus der Sicht des Wärters im Gegenlicht gut sichtbar sind, der Wärter selbst jedoch im Dunkel seines Standortes nicht ausgemacht werden kann. Mithin wissen diese nicht, ob sie gerade überwacht werden.<sup>32</sup>

Von diesem Konstruktionsprinzip erhoffte sich Bentham, dass sich alle Insassen zu jeder Zeit unter Überwachungsdruck regelkonform verhalten, da sie jederzeit davon ausgehen müssten, beobachtet zu werden. Dies führe vor allem durch die Reduktion des Personals zu einer massiven Kostensenkung im Gefängnis- und

Fabrikwesen, denn das Verhältnis zwischen effektiv geleisteter Überwachungsarbeit und der erzeugten Angst, beobachtet zu werden, ist sehr hoch.

Im Entwurf „Schönraum“ wird das Prinzip umgekehrt. Die Bewohner werden nicht durch totale Kontrolle eingeschüchtert, sondern können sich durch die Überschaubarkeit absolut sicher fühlen. Einerseits können sich die Frauen und Kinder darauf verlassen, dass niemand unkontrolliert herein kann, andererseits hat jeder Bewohner die Möglichkeit im Erschließungsbereich in die „Beobachter-Rolle“ zu schlüpfen. Durch die hohe Transparenz und Dichte an räumlichen Verschneidungen im Gebäude wird der Benutzer zum Weitblick und Beobachten animiert. Das Gebäude setzt sich seitlich vom Bestand durch den „Spion“ ab und ermöglicht einen versichernden Ausblick über den angrenzenden Straßen- und Parkbereich.

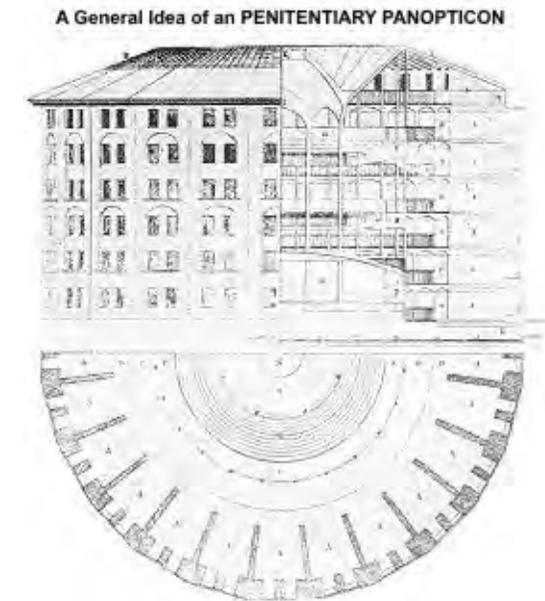


Abb. 21: Plan für ein Panoptikum von J. Bentham, 1791  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis



Abb. 22: Strafanstalt von Stateville (USA), 20. Jh  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

<sup>32</sup> vgl. Foucault, Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. 4. Aufl. Frankfurt a.M. 1981

## Einküchenhäuser neu interpretiert

Das Einküchenhaus war ein Reformmodell städtischer Wohnbebauung, bei dem eine zentral bewirtschaftete Großküche innerhalb eines Mehrparteienhauses die Küchen der einzelnen Wohnungen ersetzte. Das Konzept ging zurück auf Vorstellungen der Frauenrechtlerin und Sozialdemokratin Lily Braun. Mit der Grundidee der Befreiung der Frau von der Hausarbeit war es am Anfang des 20. Jahrhunderts ein ausdrücklicher Gegenentwurf zu der im Massenwohnungsbau angelegten Etablierung der isolierten Kleinfamilie. Einküchenhäuser wurden bis in die 1950er Jahre vereinzelt und in unterschiedlichen Umsetzungsformen in europäischen Großstädten realisiert. Als Schlüsselwerke einer Idee des modernen Wohnens wurden einige dieser Bauten 2009 für die Nominierung zum Europäischen Kulturerbe vorgeschlagen, allen voran der Entwurf von Lily Braun, die sich 1901 zum ersten Mal der Idee von Zentralküchenhäusern in Berlin widmete. Sieben Jahre später konnte ihr Projekt, durch die Gründung zweier Gesellschaften, in Gang gesetzt werden.<sup>33</sup>

Die Hausfrau sollte in diesen Mehrfamilienhäusern von der Bürde des Kochens befreit werden, in dem man für alle Familien in einer Zentralküche eine einheitliche Mahlzeit herstellen ließ. Das war ganz im Sinne des So-

zialisten August Bebels, der ähnlich wie Taut festhielt: „Die Privatküche ist für Millionen Frauen eine der anstrengendsten, zeitraubendsten und verschwenderischsten Einrichtungen, bei der ihnen Gesundheit und gute Laune abhanden kommt und die ein Gegenstand der täglichen Sorge ist, namentlich wenn, wie bei den allermeisten Familien, die Mittel die knappsten sind. Die Privatküche ist eine ebenso rückständige und überwundene Einrichtung wie die Werkstätte des Kleinmeisters, beide bedeuten die größte Unwirtschaftlichkeit, eine große Verschwendung an Zeit, Kraft, Heiz- und Beleuchtungsmaterial, Nahrungsstoffe usw.“<sup>34</sup>

Im Jahr 1913 gab es in Berlin bereits fünf Häuser mit Zentralküche, die durch die Einküchenhausgesellschaft betrieben wurden. Um das Ideal der Kleinfamilie, die zusammen kommt um gemeinsam zu Essen, nicht anzutasten wurden die Speisen mittels Aufzug in die Wohnungen geliefert. Die Kindererziehung und gesunde Ernährung sollte ausgebildeten Profis überlassen werden und nicht dem „Dilettantismus des Einzelnen“.<sup>35</sup> Neben der Zentralküche wurden zahlreiche Gemeinschaftseinrichtungen, wie Waschanlagen, Bäder- Sport- und Gesellschaftsräume sowie eine Bibliothek geplant. Doch bevor diese Pläne umgesetzt werden konnten, ging die Gesellschaft in Konkurs. Das Projekt von Lily Braun stieß, nach der Umsetzung, auf starke Kritik durch verschiedene politische Gruppen. So lehnte Clara Zetkin, aus der feministischen Bewegung, den Vorschlag der

Zentralküche ab, mit der Begründung, sie wolle die Befreiung von 60 Frauen durch die massive Ausbeutung von vier Frauen erreichen.<sup>36</sup>

Die Sozialdemokraten lehnten die Wohnungen der Einküchenhäuser ab, da sie zu teuer für die einfachen Arbeiterfamilien mit einem Einkommen waren und so, in ideologischer Hinsicht, die traditionelle Kleinfamilie mit ihren definierten Rollenbildern untergruben. In der klassischen Arbeiterfamilie galt der Mann als der Alleinverdiener und Familienernährer, was zur Folge hatte, dass selbst berufstätige Frauen mit der Eheschließung ihre vorherige Arbeit aufzugeben hatten, um sich von nun an unbezahlt der Hausarbeit und der Kindererziehung zu widmen. Diese Rollenverteilung passte nicht mit dem Zentralküchenkonzept zusammen, da die finanziellen Mehrleistungen meist nur durch den Verdienst der berufstätigen Frau gedeckt werden konnten.

In Österreich wurde die Idee des Einküchenhauses erst ein paar Jahre später populär. Margarete Schütte-Lihotzky kommentierte diese revolutionäre Entwicklung ganz sachlich: „Warum sollen 20 Frauen auf 20 Herden Feuer machen, wenn auf einem Herd für alle gekocht werden kann?“<sup>37</sup> Die Sozialreformerin Auguste Fickert setzte den Entwurf eines Einküchenhauses in Wien in die Realität um. Durch sie wurde auch die Bau- und Siedlungsgenossenschaft „Heimhof“ initiiert, der Wohnmöglichkeiten für berufstätige Frauen und deren

<sup>33</sup> vgl. Kuhlmann, „Von Frauenzimmern und Frauenhäusern“ in „Musik und Gender Studies“, S. 117-112

<sup>34</sup> zit. Bebel: „Die Frau und der Sozialismus“, Berlin/Bonn, 1985, S. 418

<sup>35</sup> zit. Kuhlmann, „Von Frauenzimmern und Frauenhäusern“ in „Musik und Gender Studies“, S. 117

<sup>36</sup> vgl. Füsser-Novy: „Einküchenhäuser. Ein Weg zu neuen Wohnmodellen?“, in Arch+, Heft 60 [1981], S. 52

<sup>37</sup> zit. n. Plakolm-Forsthuber, „Künstlerinnen in Österreich 1897-1938: Malerei, Plastik, Architektur“ Wien, 1994, S. 240

Familien schuf. Bekannt wurde die Frauenrechtlerin vor allem durch ihre Bemühungen um das Wahlrecht für Frauen, sowie durch ihren Einsatz zur Zulassung von Frauen an den Universitäten.

Der erste fertige Bau der „Heimhof“ Genossenschaft wurde 1922, auf der Schmelz fertig gestellt. Der Bau, nach den Plänen von Architekt Otto Polak-Hellwig, wurde sowohl für Paare mit und ohne Kinder konzipiert, bei denen beide Partner berufstätig sind. Tatsächlich waren die Bewohner kinderlose Singles und doppelverdienende Paare, die durch ihr hohes Einkommen, den Luxus von serviertem Essen, Reinigungspersonal und Dachgärten genossen. Diese Entwicklung wurde auch in Wien von Seiten der Sozialdemokraten kritisiert, die darin „die Entwicklung eigener unkontrollierbarer Sozialisationsformen kinderloser Intellektueller sahen.“<sup>38</sup>

Die Anlage wurde 1926 trotzdem von der Stadt Wien auf 226 Wohnungen ausgedehnt und um einen Kindergarten erweitert. Diese sollten vor allem von traditionellen Kleinfamilien mit Kindern bewohnt werden. Der Zubau führte jedoch zu sozialen Spannungen zwischen den ursprünglichen Heimhof-Bewohnern, die sich als progressive Intellektuelle verstanden, und den neu angesiedelten Kleinfamilien. Die Kritik von Seiten der konservativen Bevölkerung, wie beispielsweise durch Marianne Pollak 1930, bestand darin den „Heimhof“ als Angriff auf den häuslichen Herd zu sehen. Sabine

Plakolm-Forsthuber erläutert diese Problematik: „Befürchtet wurde nicht nur die Zerstörung der patriarchalen Familienstruktur, sondern auch die Heranbildung von in Dingen des Haushalts unerfahrenen und daher nicht heiratsfähigen Mädchen.“<sup>39</sup>

Für das Projekt „Schönraum“ werden die wirtschaftlichen Vorteile, die sich ergeben wenn man für mehrere Personen gleichzeitig kocht, übernommen, allerdings in kleinerem Rahmen. In Summe gibt es drei Koch- und Essbereiche, die auf die Bewohner etagenweise aufgeteilt werden. Dadurch entstehen Benutzergruppen von maximal 20 Menschen pro Kocheinheit, für die immer noch sehr ökonomisch gekocht werden kann. Die Besorgung und Zubereitung der Lebensmittel wird von den Bewohnern selbst übernommen und von ausgebildeten Fachkräften unterstützt. Dadurch bekommt jede Frau und jedes Kind ein gewisses Grundverständnis für gesunde Ernährung und günstiges Einkaufen. Finanzieren müssen die Bewohnerinnen ihr Essen selbst, durch einen Beitrag, der den durchwechselnden „Köchinnen“ zur Verfügung steht. Es soll gezeigt werden, dass man mit einem knappen Budget für mehrere Menschen wirtschaftlicher kochen kann, als für Einzelpersonen. Natürlich muss es auch die Möglichkeit geben, individuelle Nahrungsmittel zu lagern, ohne dass sie der Allgemeinheit zugesprochen werden. Durch die Bewohnerdurchmischung in den Stockwerken ergeben sich unterschiedliche Essenszeiten, was eine positive Aus-

wirkung auf den Platzbedarf und die Auslastung in den Essbereichen mit sich bringt.

Ziel ist es, den Frauen und Kindern möglichst viel Kompetenz und Wissen im Lebensbereich Küche und Haushalt zu vermitteln. Sie sollen für sich selbst sorgen können. Wichtig ist die entlastende Gemeinschaftsstruktur, in der man seine Mitmenschen besser kennen lernt und langfristige Kontakte knüpfen kann. Die zuständigen Personen wechseln täglich, dadurch gewinnt jede Einzelne Zeit für sich. Das Gefühl für Verantwortung und gemeinsames Gelingen wird von allen Personen getragen. Küche und Essbereich sind keine anonymen Orte sondern werden von der Gruppe gepflegt und stehen unter einer eindeutigen Gruppenzugehörigkeit, sprich sie werden zum „Territorium“.



Abb. 23: Zentralküche vor 100 Jahren, Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

<sup>38</sup> zit. Zinganel, „Traditionen der sozialen Kontrolle“ in „Building Power“ Kuhlmann, Jormakka, Wien 20003, S. 182

<sup>39</sup> zit. n. Plakolm-Forsthuber, „Künstlerinnen in Österreich 1897-1938: Malerei, Plastik, Architektur“ Wien, 1994, S. 241

## 033 Grundlagen aus der Humanethologie

Die Humanethologie ist die Wissenschaft vom menschlichen Verhalten und geht davon aus, dass der Mensch im Prozess der Evolution bestimmte Verhaltenseigenschaften erworben hat. Nach Eckart Hahn, Professor für ökologischen Städtebau an der Universität Dortmund, sind diese Verhaltensmuster auch für die Freiraumgestaltung sowie die Mensch-Umwelt-Beziehung relevant.<sup>40</sup>

Die Humanethologie geht von den Konzepten und Methoden aus, die in der tierischen Verhaltensforschung entwickelt wurden und passt diese an die Sonderstellung des Menschen an. Mit verhaltensforscherischen Untersuchungen am Menschen begann man erste Mitte der sechziger Jahre. Die Humanethologie übernimmt auch Arbeitsmethoden aus den Nachbardisziplinen, wie Psychologie, Anthropologie und Soziologie, um den Brückenschlag zwischen den verschiedenen Wissenschaften, die sich mit dem menschlichen Verhalten befassen, zu schaffen.

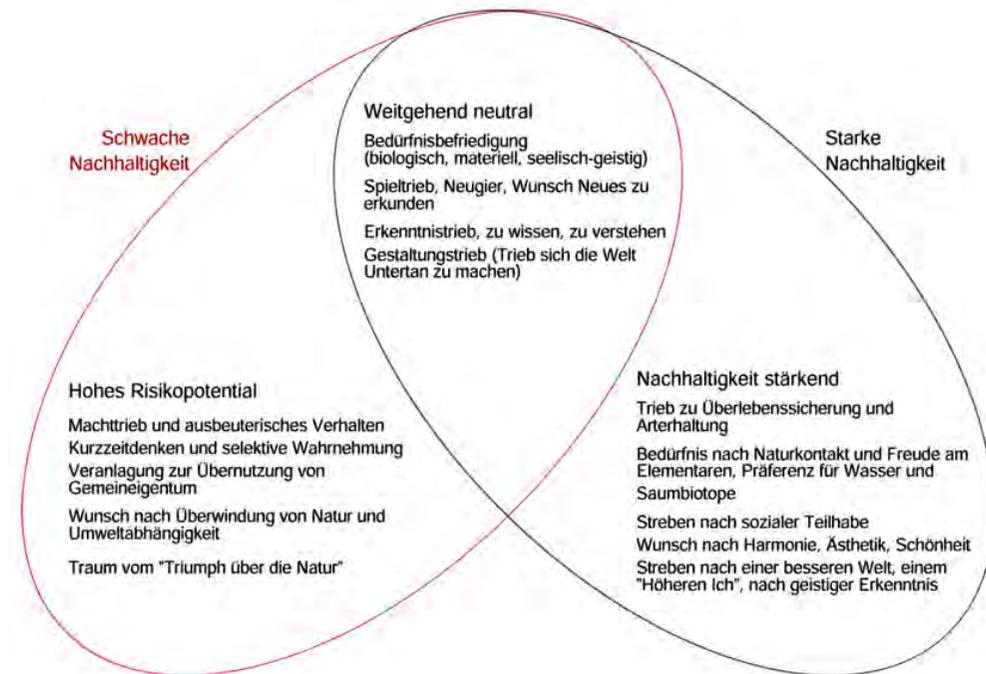


Abb. 24: Humanethologisches Dreieck, Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

<sup>40</sup> vgl. Abb. 24: Humanethologisches Dreieck, bearbeitet und publiziert in archimaera 2011, Helbach nach: Präsentation Hahn. Berlin. 2004

## Grundbedürfnisse des Menschen

Für jeden Entwurf ist es wichtig auf die Bedürfnisse der zukünftigen Nutzer einzugehen. Diese umfassen Wünsche, Erwartungen, Präferenzen, Absichten und Vorstellungen, die nicht nur in materieller Weise sondern darüber hinaus befriedigt werden sollen. Zufriedenheit ergibt sich aus dem individuellen Vergleich zwischen Erwartung und Wirklichkeit und passt sich an den durchschnittlichen Standard einer sozialen Gruppe an.

Der deutsche Soziologe Walter Siebel hat in einer Studie 1983 festgestellt, dass die Wohnzufriedenheit mit der Wohndauer zunimmt, auch wenn keinerlei objektive Veränderungen bzw. sogar eine Verschlechterung eingetreten ist. Der Mensch passt sich in seinen Erwartungen der Wirklichkeit an. Dies kann durch eine aktive Anpassung, sprich Änderung der Realität oder durch eine passive Änderung, in Form resignierender Rücknahme des eigenen Anspruchsniveaus erfolgen.<sup>41</sup>

Um die Lebensbedingung von Stadtbewohnern zu verbessern, definiert der Stadtplaner Manfred Fischer die fundamentalen menschlichen Grundbedürfnisse nach: Sicherheit, Klarheit, Privatheit, sozialer Interaktion, Komfort und Identität, die in jeder Planung berücksichtigt werden müssen.<sup>42</sup>

Das Bedürfnis nach **Sicherheit** muss auf allen Ebenen der Umweltgestaltung berücksichtigt werden, vor allem im Bereich der Wohnumwelt, und besonders wenn diese für Menschen aus gewalttätigen Verhältnissen konzipiert werden. Ihr Bedürfnis nach Sicherheit und Schutz ist wesentlich größer als bei Menschen, die nicht gezwungen wurden von zu Hause und ihrem gewalttätigen Partner zu flüchten. Ein Konzept dafür bietet der „Defensible Space“<sup>43</sup> von Oscar Newman [1972] in dem die Wohnumgebung von den Bewohnern, wie auch von Fremden, als Territorium der Bewohner wahrgenommen und respektiert wird.



Der Mensch hat das Bedürfnis nach **Klarheit**, um seine Umgebung besser lesen und verstehen zu können. Fortbewegung und Orientierung können durch die räumliche Struktur erleichtert werden und tragen zu einem Gefühl der Sicherheit bei.<sup>44</sup>

Um **soziale Interaktionen** zu fördern sind Bereiche notwendig, die passive Kontakte unvermeidlich machen, um auf diese Weise nachbarschaftliche Beziehungen zu knüpfen.<sup>45</sup> Die Postfächer im Eingangsbereich des „Schönraums“ mit anschließender Garderobe und Lift fördern beispielsweise den sozialen Austausch. „Diese Bereiche sollten Aufforderungscharakter haben und als Katalysatoren wirken, die kommunikatives Verhalten stimulieren“.<sup>46</sup>



Das Bedürfnis nach **Privatheit** spielt im Wohnbau immer eine große Rolle. In einem Quartier, wo viele unterschiedliche Kleinfamilien und Einzelpersonen zusammen kommen und verflochten mit einander leben, ist das Bedürfnis nach Privatheit umso größer. Ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen Privat und Öffentlich wird in der Kleinwohnung, in den Stockwerken und im gesamten Gebäude an sich, hergestellt. Der Mensch braucht einen Ort, wo er allein sein kann. „Allein heißt nicht nur in Abwesenheit anderer Personen, sondern auch von Eindrücken, die von anderen Personen ausgehen. Der Mensch möchte, wenn er allein sein will, weder andere Personen sehen noch hören, noch von ihnen gesehen oder gehört werden.“<sup>47</sup> Wichtig daher sind, neben einem akustisch optimierten Wandaufbau, die Schrankzonen der Schlafenebene, die den privatesten Bereich eines jeden Bewohners im „Schönraum“ sind. Einerseits kann man seine persönlichen Dinge verschließen, andererseits wirken sie als „Dämpfer“ zwischen den Schlafbereichen.



„Das Bedürfnis nach **Funktion und Komfort** [...] muss auf allen Ebenen der Umweltgestaltung beachtet werden. In der Dimension des komfortablen und funktionalen Wohnens müssen nicht nur die Grundrisse gut angelegt sein sondern auch die Durchquerung der Wohnanlage sowie das System des städtischen Nahverkehrs bedacht sein.“<sup>48</sup>



<sup>41</sup> vgl. Siebel, Überlegungen zum bedürfnisgerechten Planen, 1983, S.181-191

<sup>43</sup> vgl. Newman, Defensible Space, 1972

<sup>44</sup> vgl. Lunci, the image of the city, 1960

<sup>45</sup> vgl. Eibl-Eibesfeldt & Hass, Stadt und Lebensqualität, 1985, S. 59

<sup>46</sup> zit. Fleissner, Der Mensch in der Stadt, 2000, S.11

<sup>47</sup> zit. Westin 1970, zit. nach Flade, Wohnen psychologisch betrachtet, 1987

<sup>48</sup> vgl. Zeisel 1981, zit. nach Fischer, Stadtplanung aus Sicht der Ökologischen Psychologie, 1995

Das wichtigste Bedürfnis des Menschen jedoch in Bezug auf Wohnen, ist der Wunsch nach **Identität**. „Jede Gestaltung von Umwelt, besonders von Wohnumwelt, sollte es dem Individuum leicht machen, sich emotional an seine Umwelt zu binden [...]. Dafür müssen dem Einzelnen Gestaltungsmöglichkeiten offen gelassen werden.“<sup>49</sup> Die Reintegration in eine Gesellschaft kann nur von einem Wohnumfeld gefördert werden, in dem man sich integriert fühlt.



Um dem Menschen das Einleben in ein neues Wohnumfeld zu erleichtern gibt es noch andere Bedürfnisse, die baulich abgedeckt werden sollten. Flade [1987] beispielsweise spricht zunächst von dem Bedürfnis nach Vertrautheit und Kontinuität, dann von dem nach Schönheit und erst danach von dem nach Selbstverwirklichung und Aneignung. Ein Raum, der einem Menschen vertraut ist wirkt entlastend und beruhigend, vor allem in der Nacht.<sup>50</sup>

Demnach sind die Wohnungen im Projekt „Schönraum“ sehr einfach aufgebaut, um sich unter anderem darin schnell zurecht finden zu können.

Das Bedürfnis des Menschen nach **Schönheit** und **Ästhetik** hat auch objektive Gesichtspunkte, wie die Dimensionierung der Wohnung bzw. des Gebäudes und die Dimensionierung desselben im Umgebungskontext. „Das natürliche Maß des Menschen muss

als Basis für alle Maßstäbe dienen, die eine Beziehung zum Leben und zu den verschiedenen Funktionen des Daseins haben sollen.“<sup>51</sup> Das Verhältnis von Raum und Benutzeranzahl ist vor allem in den Gemeinschaftsbereichen des „Schönraums“ wichtig und variiert sehr stark je nach Tageszeit. Das Gemeinschaftsbad, die Koch- und Essbereiche sowie das Wohnzimmer müssen viele Leute gleichzeitig aufnehmen können, ohne in den schwach frequentierten Zeiten einsam und verlassen zu wirken.

Der Wunsch nach **Aneignung von Umwelt** hängt mit dem Bedürfnis des Menschen zusammen, sich mit seiner Umgebung verbunden und nicht isoliert zu fühlen. Das Bedürfnis sich um etwas zu kümmern und zu pflegen, von dem zusätzlich ein Selbstnutzen hervorgeht, sollte durch die Bereitstellung von Partizipationsmöglichkeiten wie beispielsweise einem Dachgarten gefördert werden. Auf diesem können Nutzpflanzen, wie Kräuter, Gemüse oder Obst gezogen und geerntet werden. Der Garten erfüllt mehrere Zwecke zugleich. In erster Linie aber dient er dazu, seine Freizeit dort zu verbringen, sich zu entspannen und seine eigenen Möglichkeiten zu entfalten. In einem Wohnheim ist es umso wichtiger, dass die Menschen die Möglichkeit bekommen mitwirken zu können.<sup>52</sup>



Ein wichtiges Grundbedürfnis des Menschen ist die Möglichkeit sich **bewegen** zu können. Sport ist sehr effektiv als Ausgleich



zum Arbeitsalltag und für die Kinder und Jugendlichen eine gesunde, kommunikative Freizeitbeschäftigung. Für ältere Menschen ist regelmäßige Bewegung ebenso wichtig, gefördert durch eine Umgebung die zumindest zum Spaziergang einlädt. Altersabhängig braucht der Mensch unterschiedliche Möglichkeiten seinen Bewegungsdrang ausleben zu können.<sup>53</sup>

Der große Park vor dem „Schönraum“ ist zwar öffentlich, kann aber im Zuge der Neugestaltung, für das Projekt günstig angelegt werden. Durch Pflanzung von Bäumen mit hoher Krone und niedriger Bodenvegetation wird der Bereich gut überschaubar. In diesem Bewuchs ist verstecken und auflauern nicht möglich. Im Haus selbst gibt es weitere „Bewegungs-Bereiche“, die im Entwurf-Teil näher beschrieben werden.

<sup>49</sup> zit. Fleissner, Der Mensch in der Stadt, 2000, S.12

<sup>50</sup> vgl. Flade, Wohnen psychologisch betrachtet, 1987

<sup>51</sup> zit. Flade, Wohnen psychologisch betrachtet, 1987, S. 131

<sup>52</sup> vgl. Hanstein Udo, zit. nach Eibl-Eibesfeldt, die Biologie des menschlichen Verhaltens, 1997

<sup>53</sup> vgl. Eibl-Eibesfeldt, die Biologie des menschlichen Verhaltens, 1997

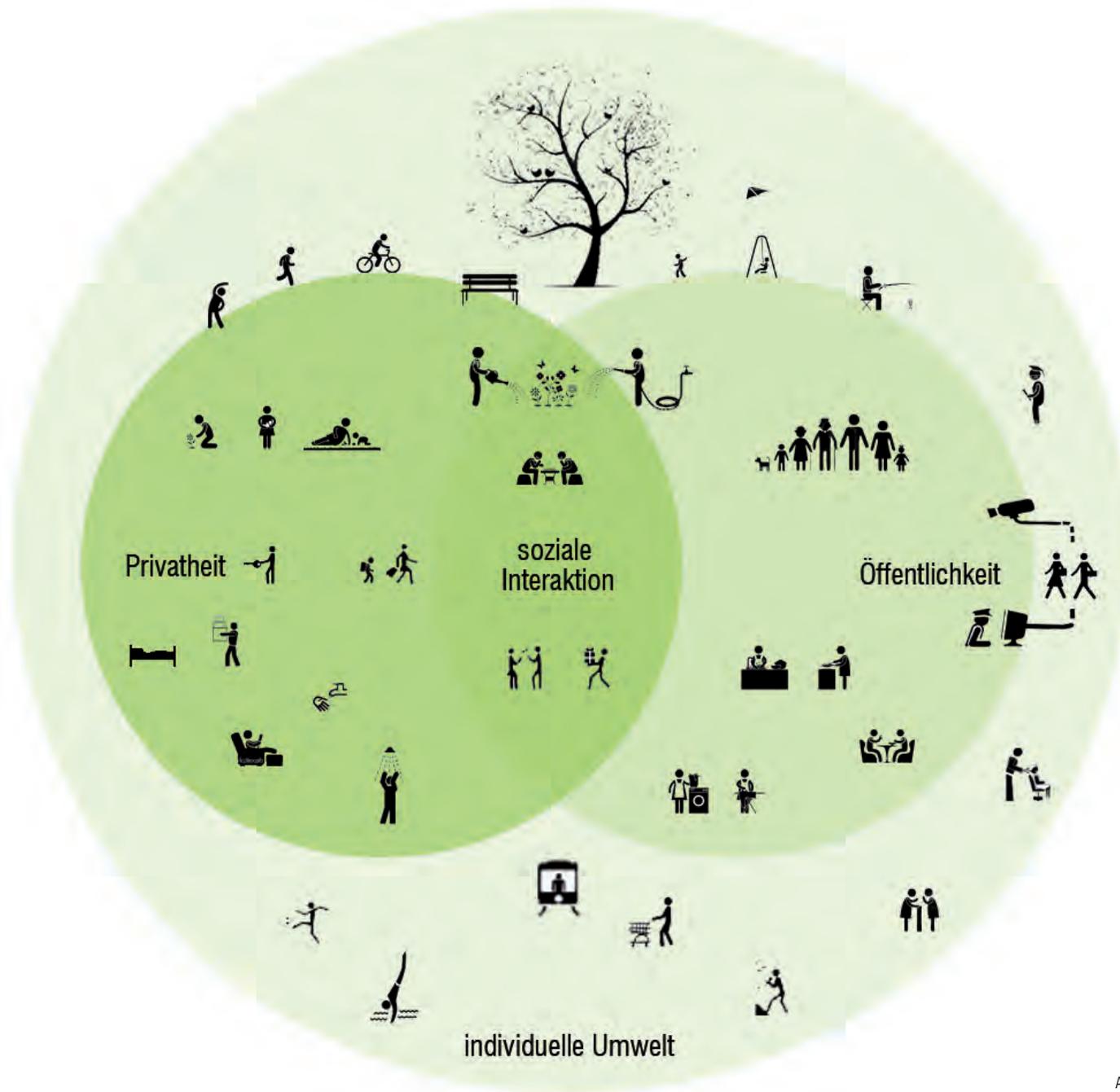


Abb. 25: individuelle Umwelt  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

## Wahrnehmung der Umwelt

Die Wirkung einer Umwelt auf seine Benutzer hängt stark von den Informationen ab, die sie aussendet. Die visuelle Wahrnehmung spielt dabei die größte Rolle, da visuelle Reize am schnellsten zu erfassen sind. Neben der Möglichkeit seine Umwelt zu verstehen, muss diese auch den Anreiz geben Neues erkunden zu wollen und sein Wissen zu erweitern. Die Informationen die aus der Umwelt aufgenommen werden sind also entweder unmittelbar verfügbar oder müssen erst interpretiert werden. Kaplan & Kaplan [1989] haben eine Präferenzmatrix aufgestellt nach der eine Umgebung beurteilt werden kann. Sie verwenden ein dynamisches System mit vier Kombinationsmöglichkeiten: Verstehen, Erforschen, unmittelbare Verfügbarkeit und Interpretation. Aus der Überlagerung der Gegebenheiten entstehen verschiedene Szenarien.<sup>54</sup>

**Ordnung** in einer Szene wird durch Elemente erreicht, die sich wiederholen und visuell zu größeren Einheiten zusammen geschlossen werden können. Mittels Texturen oder repetitiver Möbelstücke kann eine Szene geordnet werden und ist so leichter verständlich. Der Wunsch seine Umwelt zu erkunden wird allerdings erst ab einem gewissen Grad an Komplexität hervorgerufen.

**Komplexität** ist durch die Anzahl der verschiedenen Elemente und die Art, wie diese Elemente miteinander

in Beziehung stehen, in einer Szene definiert.<sup>55</sup>

Die **Lesbarkeit** beschreibt Klarheit und Überschaubarkeit einer Szene. Ein lesbarer Raum bleibt in Erinnerung und kann nach Veränderungen leichter reinterpretiert werden. Für den Entwurf „Schönraum“ ist vor allem die Lesbarkeit des Eingangsbereiches wichtig. Von dort aus verteilen sich alle Funktionen und leiten die Personen in das übrige Gebäude weiter. Dieser Bereich ist offensichtlich überwacht und muss auch für die Aufsichtsperson gut zониert und lesbar sein.

Mit dem Begriff **Mystery** werden Orte beschrieben, die durch ihre Struktur zur Erforschung einladen und dadurch Gelegenheit geben Neues zu entdecken. Klassische Beispiele sind geschwungene Wege im Park oder gezielte Ausblicke, die gewissermaßen versprechen mehr Informationen zu enthalten, wenn man sich ihnen nähert.<sup>56</sup>

Für Kinder sind Orte die ein gewisses Maß an Mystery beinhalten besonders wichtig, da sie die Fantasie und Neugierde anregen an anderen Geschehnissen Teil zu haben. Räumlich sind die verschiedenen Bereiche des „Schönraums“ stark vernetzt und bieten zahlreiche Ein- und Ausblicke.

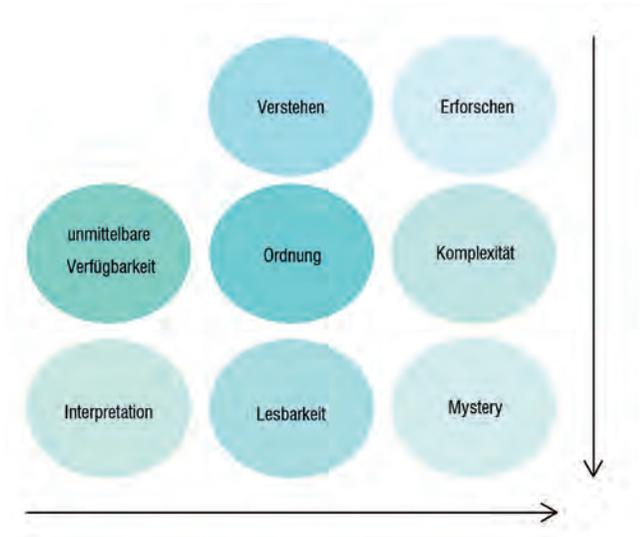


Abb. 26: Präferenzmatrix  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

<sup>53</sup> vgl. Kaplan & Kaplan, The experience of nature - a psychological analysis, 1989

<sup>55</sup> vgl. Ulrich, Aesthetic and Affective Response to Natural Environment, 1983

<sup>56</sup> vgl. Nasar, Perception, Cognition and Evaluation of Urban Places, 1989

## Ortsidentität

Die Möglichkeit zur Entwicklung einer Ortsidentität ist ein wichtiger Faktor für die Bewohner des „Schönraums“ um sich darin wohl und akzeptiert zu fühlen. Ursprünglich kommt der Begriff aus dem Städtebau und beschreibt unter welchen Bedingungen sich ein Bewohner mit einer Gemeinde identifizieren kann.

„**Ortsverbundenheit** bezeichnet ein Phänomen der Anhänglichkeit von Menschen an einen Ort und entsteht dadurch, dass man sich an einem Ort wohl und geborgen fühlt, weil man ihn gut kennt. Der Begriff beschreibt eine Bindung an die räumliche und auch an die soziale Umwelt.“<sup>57</sup>

„Der Begriff der **Ortsidentität** greift über die Gefühlsebene hinaus. Wenn man sich mit einem Ort identifiziert, wird er zu einem Teil der eigenen Persönlichkeit. Die Identifikation mit einem Ort beinhaltet auch Vorstellungen, Überzeugungen, Gefühle, Werte und Handlungsbereitschaft.“<sup>58</sup>

Wie wohl sich ein Mensch in seiner Umwelt fühlt hängt davon ab, welche unterbewussten Reaktionen sie in ihm hervorruft. Diese lassen sich nach dem Psychologen Albert Mehrabian [1987] in zwei Hauptkategorien einordnen: Annäherung oder Meidung. Bei jedem Menschen ruft seine Umgebung emotionale Reaktionen

hervor, denen er sich nicht entziehen kann. Je nach dem wie stark das Reizvolumen einer Umgebung ist, vermittelt diese mehr oder weniger Informationen zur gleichen Zeit und wird als anregend, langweilig oder überfordernd empfunden. Das Reizvolumen einer Umwelt ist gleichbedeutend mit dem Grad der Ungewissheit darüber, was an dem Ort passieren wird. Es ist nach Mehrabian eine Kombination aus Neuartigkeit und Komplexität.<sup>59</sup>

“Eine Umwelt muss so komplex sein, dass sie unsere Aufmerksamkeit erregt, muss aber soweit verständlich sein, dass wir uns zurechtfinden können. Durch Komplexität wird Aufmerksamkeit gefördert, Ordnung unterstützt die Verständlichkeit und Lesbarkeit. Es sollte demnach eine mittlere Komplexität und hohe Ordnung angestrebt werden.“<sup>60</sup>

Dieses Prinzip ist vor allem in den Gemeinschaftsbereichen des „Schönraums“ wie Küche, Bad und Wohnzimmer von Bedeutung. Bei 60 Bewohnern braucht jeder seinen fixen Platz in einem geordneten System, um beispielsweise seine Zahnbürste oder sein Geschirr jeder Zeit zu finden. Ordnung fördert auch die Identifikation mit dem Raum, da von den Benutzern an die Gegenstände subjektive Bedeutung zugewiesen wird. Identifizierung mit dem Raum und seinem Inventar ist wichtig um Vandalismus vorzubeugen.

Bei **Vandalismus** handelt es sich im rein juristischen

Sinn um Sachbeschädigungen, die sich häufiger gegen Gemeinschaftseinrichtungen als gegen privates Eigentum richteten.<sup>61</sup>

Ob eine Wohnsituation ein geeigneter Tatort ist, wird für Newmann [1972] von vier Merkmalen bestimmt. Diese Merkmale sind Territorialität, Überschaubarkeit und Einsehbarkeit, das Image des Hauses und dessen Lage im städtebaulichen Kontext.<sup>62</sup>

**Territorialität** kann durch bauliche Charakteristika erreicht werden, die dazu beitragen, dass Bewohner sich für ihre Wohnumgebung [dazu zählen auch alle Gemeinschaftseinrichtungen] verantwortlich fühlen. Im städtebaulichen Sinne werden sechs bis neun Wohnungen pro Hauseingang empfohlen. Im Projekt „Schönraum“ entspricht dies der Anzahl an Wohnungen pro Etage. Durch diese räumliche Gruppierung haben die Bewohner eine bessere Möglichkeit sich kennen zu lernen und achten zusammen auf die gemeinschaftlichen Bereiche.

Der Forderung nach **Überschaubarkeit und Einsehbarkeit**, kommt beispielsweise die verglaste, zentrale Erschließung des „Schönraums“ nach. Für das **Image** eines Gebäudes sind nach Flade [1984] die Gepflegtheit der Anlage, die Altersstruktur der Bewohner, die Baustruktur und das Baumaterial wichtig. Spuren von Vandalismus müssen sofort beseitigt werden, um nicht zu weiteren Beschädigungen zu animieren. Herunterge-

<sup>57</sup> zit. Fleissner, Der Mensch in der Stadt, 2000, S.11, nach Flade, 1987

<sup>58</sup> zit. Fleissner, Der Mensch in der Stadt, 2000, S.11, nach Miller, 1990

<sup>59</sup> vgl. Mehrabian, Räume des Alltags, 1987

<sup>60</sup> zit. Fleissner, Der Mensch in der Stadt, 2000, S.35

<sup>61</sup> vgl. Flade, Wohnen und Wohnzufriedenheit, 1990

<sup>62</sup> vgl. Newman, defensible space, 1972

kommene und unansehnliche Häuser und Wohnanlagen werden als nicht schützenswert empfunden. Also erhöhen ein schlechter Zustand oder mangelnde Gepflegtheit der Anlage vandales Verhalten.<sup>63</sup>

Bei Einzug in den „Schönraum“ können private Dinge, wie Bettwäsche, Geschirr, Möbel und dergleichen, für den Eigenbedarf mit gebracht werden. So werden die Wohn- und Schlafbereiche von den Bewohnern selbst gestaltet und die Identifizierung mit dem Raum unterstützt sowie die Einrichtungskosten gesenkt. Wenn sich persönliche Gegenstände in einem Raum befinden, stellt man zu diesem ein näheres Verhältnis her und stärkt so das Zugehörigkeitsgefühl. Das wiederum wirkt sich positiv auf dem Umgang der Benutzer mit den Gegebenheiten aus.

## Wohnwelt und Zufriedenheit

„Menschen halten sich über die Lebenszeit hinweg betrachtet, täglich 17 Stunden in ihrer Wohnung auf [Walden 1995]. Keine andere Lebenssituation erzielt auch nur eine ähnliche zeitliche Dimension. Eine Auseinandersetzung mit menschlichen Bedürfnissen in Bezug auf Wohnen ist daher besonders wichtig.“<sup>64</sup>

Die ursprüngliche Bedeutung von Wohnen ist „nach etwas trachten, gern haben“, woraus sich die Bedeutung „Gefallen finden, zufrieden sein, sich gewöhnen“ und schließlich die heutige Bedeutung „wohnen, sich aufhalten“ entwickelt hat. Der Zusammenhang mit der Urbedeutung „gern haben, wünschen“ ist bis heute nicht abgerissen. So bewahrt das Wort „wohnen“ seinen umfassenden Charakter und schließt in der Wortbedeutung Aspekte der Ortsgebundenheit, der räumlichen Anwesenheit, sowie den Schutz, das Schonen, das Sich-Wohlbefinden bis hin zum Zufriedensein mit ein.<sup>65</sup>

Einen wichtigen Beitrag zur Wohnzufriedenheit leistet das Maß an Privatheit, das jedem Bewohner in den verschiedenen Bereichen des „Schönraums“ zur Verfügung steht. Privatheit in unserer Gesellschaft bedeutet „das Recht des Menschen auf Achtung seiner individuellen Persönlichkeit [...] (Andritzky & Wentz-Gahler 1987). Die Persönlichkeit wird dabei in zweierlei Hinsicht geschützt. In ihrem Recht in Ruhe gelassen zu

werden - also in statischer Hinsicht - und in ihrem Recht, sich frei entfalten zu können - also in dynamischer Hinsicht (Kruse 1980).“<sup>66</sup>

Nach Westin gibt es vier Grundtypen von Privatheit: Alleinsein, Intimität, Anonymität und Zurückhaltung.<sup>67</sup>

**Alleinsein** steht für den Zustand vollkommener Privatheit. Der Mensch ist allein, ohne die Gegenwart anderer und ohne unter ihrer Beobachtung zu stehen.

**Intimität** bezeichnet das enge, entspannte und offenerzige Zusammenleben einer Kleingruppe, die sich von der Außenwelt zurückzieht.

**Anonymität** gewährleistet den Aufenthalt in der Öffentlichkeit ohne wirklich wahrgenommen zu werden. Man ist so zu sagen „lost in the crowd“ und dadurch frei für eine begrenzte Zeit von sozialen Normen.

**Zurückhaltung** oder Reserviertheit entsteht durch eine psychologische Barriere gegenüber der Außenwelt, die allerdings nur dann funktioniert, wenn der Wunsch nach Rückzug von den Mitmenschen akzeptiert und berücksichtigt wird. Je signifikanter sich der private vom nicht privaten Raum abgrenzt desto eher wird dieser respektiert.

Klockhaus hat Wohnwelt definiert als den räumlichen Bereich, der von der Wohnung in etwa zehn Minuten

<sup>63</sup> vgl. Flade, Jugendkriminalität in Neubausiedlungen. Eine empirische Untersuchung, 1984

<sup>64</sup> zit. Fleissner, Der Mensch in der Stadt, 2000, S.46

<sup>65</sup> vgl. Bundesministerium für Raumplanung, Bauwesen und Städtebau, Wohnverhalten und Wohnumwelt, 1978

<sup>66</sup> zit. Fleissner, Der Mensch in der Stadt, 2000, S.53

<sup>67</sup> vgl. Westin zit. nach Flade in "Wohnen psychologisch betrachtet", 1987

zu Fuß erreicht werden kann. „Mit Wohnumwelt können also unterschiedliche Areale gemeint sein, deren Größe für verschiedene Menschen sehr variieren kann. Für Kleinkinder ist die Wohnumwelt verhältnismäßig begrenzt, für die Mutter weit größer.“<sup>68</sup>

Walden skizziert die Wohnumwelt als zwiebelartigen Aufbau um ein Individuum. Die Areale sind hierarchisch aufgebaut und beinhalten immer die jeweils kleineren.<sup>69</sup>

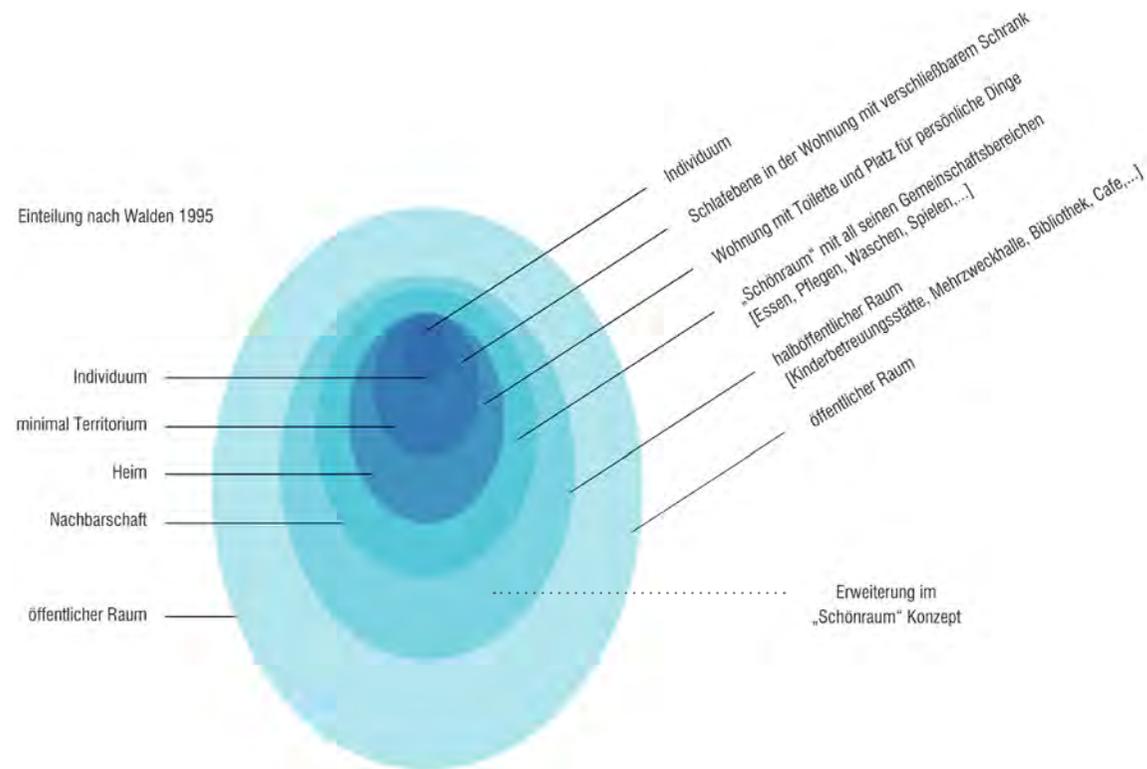
Was in seiner Darstellung allerdings fehlt sind die Bereiche des halböffentlichen Raums. Übergangszonen zwischen dem gänzlich privaten und dem umschließenden öffentlichen Raum glätten das Spannungsverhältnis zwischen den beiden Feldern und bieten wichtigen Raum für den sozialen Austausch.

Zwischen Privatheit und Öffentlichkeit muss eine sichtbare und spürbare Grenze definiert werden, um die mächtig empfundene Außenwelt ausschließen zu können. Ein zu starker Rückzug aus dem Gemeinschaftsleben soll durch die spannenden Möglichkeiten des „Schönraums“ verhindert werden. Prinzipiell können die Bewohner selbst bestimmen wie weit sie sich hinaus wagen. Ziel ist ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Alleinsein und Kontakt mit einer überschaubaren Gemeinschaft. Dies fördert die Persönlichkeitsentwicklung und stärkt das Wohlbefinden im Wohnumfeld.

Neben dem positiven Effekt der Gemeinschaftsbildung haben halböffentliche Bereiche auch noch die wichtige Aufgabe der natürlichen Überwachung. Durch die offene und ausblickreiche Gestaltung der Wohngänge, die die Funktion der Erschließung und der sozialen Interaktion beherbergen, haben die Bewohner die Kontrolle über das „Kommen und Gehen“ der jeweils Anderen.

„Kontrolle ist ein dem Individuum innewohnendes Bestreben, Ereignisse und Zustände seiner Umwelt beeinflussen, vorhersehen oder zumindest erklären zu können“<sup>70</sup>

Durch die Voraussicht hat man eine bessere Wahlmöglichkeit, ob man den Raum mit diesen Personen jetzt teilen möchte, oder lieber in seine Wohnung geht. Je weniger Dinge unvorhergesehen sind, desto sicherer und wohler fühlt man sich in einem Raum. Einsehbarkeit und Überschaubarkeit bringen nicht nur innerhalb des Gebäudes Vorteile, sondern richten sich natürlich auch nach außen.



<sup>68</sup> zit. Fleissner, nach Walden 1995

<sup>69</sup> vgl. Walden, Wohnen und Wohnumgebung, 1995

<sup>70</sup> zit. Fischer & Stephan, Kontrolle und Kontrollverlust, 1990, S.166

Abb. 27: Erweiterung für "Schönraum- Konzept"  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

## Bedeutung des persönlichen Raums und dessen Aneignung

Schultz-Gambard zufolge lassen sich die verschiedenen Funktionen des persönlichen Raums auf die zwei Hauptfunktionen, nämlich Kontrolle und Kommunikation reduzieren:

1. **Kontrolle:** Die Einhaltung bestimmter Distanzen hilft bei der Kontrolle von übermäßiger sensorischer Stimulation durch soziale Reize, von unerwünschter Intimität, von potentiellen und akuten Bedrohungen der psychischen und physischen Unversehrtheit und von dysfunktional starker Erregung. Damit dient der persönliche Raum der Bewahrung von Handlungsfreiheit, kognitiver Leistungsfähigkeit und persönlicher Sicherheit.

2. **Kommunikation:** Durch die Wahl der Distanz bei einer sozialen Interaktion wird die erwartete Beziehungsqualität signalisiert, z.B. welches Ausmaß an Intimität gesucht wird oder ob der Interaktionspartner als eine potentielle Gefährdung der eigenen Sicherheit betrachtet wird. Allerdings muss eine geringe Interaktionsdistanz nicht notwendigerweise Ausdruck des Wunsches nach einer intimen Beziehung sein. Sie kann auch zur Verstärkung einer Drohung in einer aggressiven Auseinandersetzung genutzt werden.<sup>71</sup>

Die Person erhält durch den persönlichen Raum verbesserte Kontrolle über das Ausmaß der Stimulation auf der einen Seite, und die Bewahrung eines Verhaltensspielraums der Handlungsfreiheit zulässt, auf der anderen Seite. Weiters bietet ein Sicherheitsabstand Schutz vor physischer und psychischer Bedrohung und lässt das Ausmaß der Intimität selbstbestimmt. Gleichzeitig wirkt der persönliche Raum auf der kommunikativen Ebene, indem durch die Wahl der Distanz signalisiert wird, welche Qualität der Beziehung gewünscht wird.

Plantechnisch sind die „Distanzzonen“ nach Hall [1966], die gemeinsam mit dem Psychologen Sommer im Zuge einer Forschung zum persönlichen Raum [1969] entstanden sind, hilfreich.<sup>72</sup>

Die **persönliche Distanz** kann in einen Nah- und einen Weibereich, ab ca. 75 cm, unterteilt werden. Sie dient als Übergangszone zwischen intimen und eher formalen Interaktionen.

Die **soziale Distanz** wird durch entsprechende Einrichtungen, z.B. durch Möbelmaße sichergestellt. Schultz-Gambard hebt zusammenfassend zwei Grundaussagen Halls hervor. Zum einen sind die Distanzen nicht für alle Menschen gleich und variieren zwischen kulturellen Gruppen. Soziale Normen legen fest, welche Distanzen zu welchen Gelegenheiten gegenüber welchen Personen eingenommen werden. Zum anderen sind

Distanzen nicht für sich allein bedeutsam, sondern nur hinsichtlich der Arten, der Intensität und der Differenziertheit der Kommunikation, die sie ermöglichen.<sup>73</sup>

Um sich mit seinem persönlichen Raum identifizieren zu können hegt der Mensch das Bedürfnis nach **räumlicher Aneignung**, die das Verhältnis von Individualität und Konformität ausdrückt. Je nach Alter, Geschlecht und Interessenstendenzen wird Umwelt durch unterschiedliches Verhalten angeeignet. Aneignung heißt, neben „Bedeutung verleihen“, Benennung, Nutzung und gegebenenfalls Veränderung eines Raumes, immer auch soziale Differenzierung und Markierung gegen andere. Einerseits wird ein Raum bedeutender wenn persönliche Gegenstände in ihm sind oder man sich dort um etwas kümmern muss. Andererseits wird eindeutig zuordenbares Eigentum mehr respektiert und geschützt als fremdes und unbekanntes.

Da die Wohnungen im „Schönraum“ temporär sind und regelmäßig neu belegt werden, ist die Möglichkeit einer flexiblen und einfachen Umgestaltung der Wohnungen notwendig. Einerseits wird das über die individuelle Einrichtung bewerkstelligt, andererseits durch die austauschbaren und abwechslungsreichen Sonnenrollen, mit denen der Ein- und Ausblick variiert werden kann. Vor allem für Kinder ist das Selbstbestimmen und Ausuchen, beispielsweise der Lieblingsfarbe, sehr wichtig und trägt zu Ortsidentität bei.

<sup>71</sup> vgl. Schultz-Gambard, Dichte und Enge, 1990, S. 337-346

<sup>72</sup> vgl. Hall, The Hidden Dimension, 1966, nach Schultz-Gambard, Dichte und Enge, 1990, S. 325

<sup>66</sup> vgl. Schultz-Gambard, Räumliches Verhalten, 1985

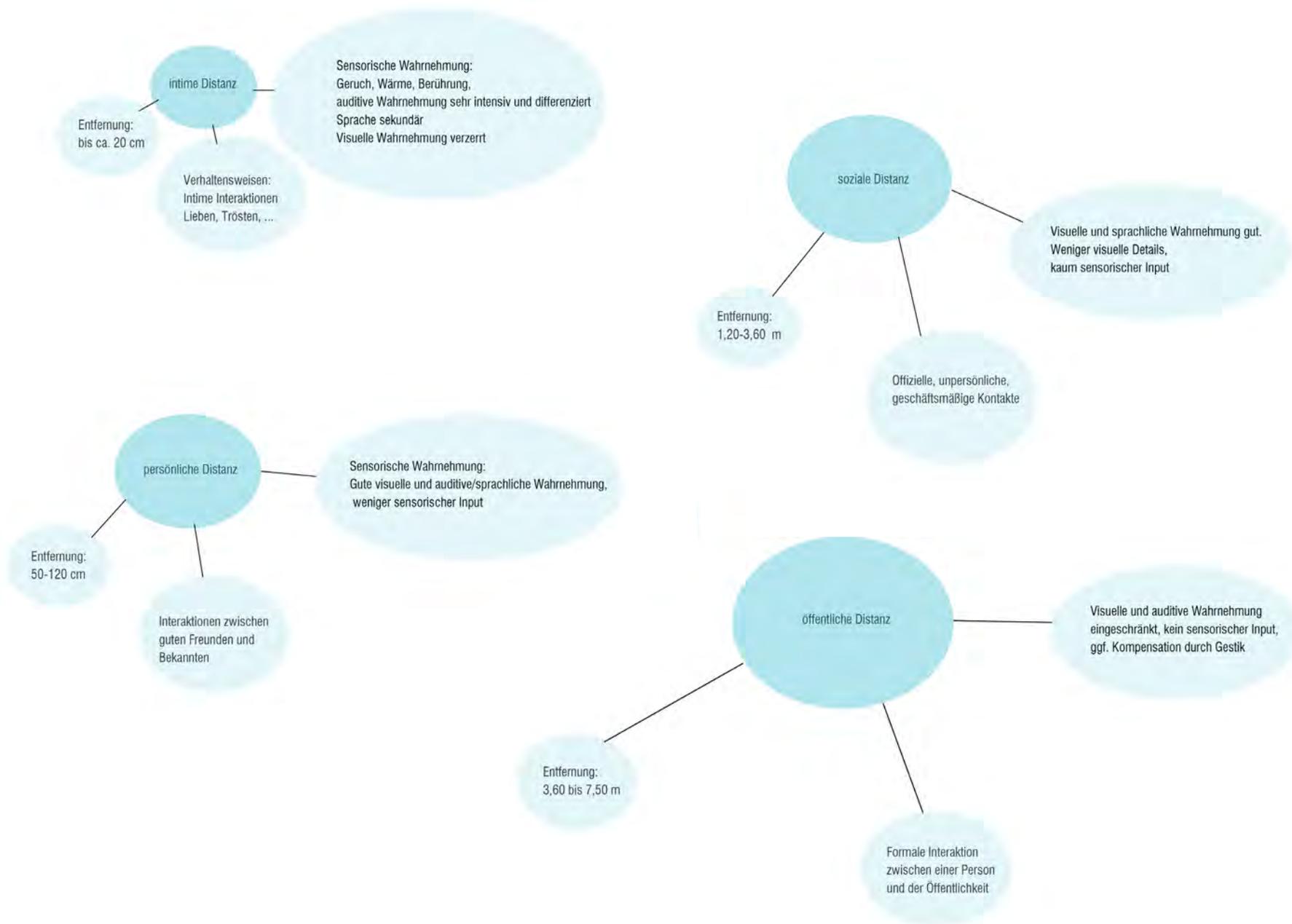


Abb. 28: Distanzzonen  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis





## 041

## Bauplatz

Der Bauplatz befindet sich im 15. Wiener Gemeindebezirk an der Ecke Diefenbachgasse - Storchengasse. Diese liegt nur drei Gehminuten von der U-Bahn Station Längenfeldgasse entfernt, bei der sich U4 und U6 kreuzen. Weiters hat die Straßenbahnlinie L hier eine Haltestelle sowie zwei Busse und drei Nachtbusse.

Die Diefenbachgasse ist eine Sackgasse, was beruhigend auf die unmittelbare Umgebung wirkt. Verkehrsarmen Straßen kommt eine wichtige soziale Funktion zu, indem sie das Auto dem Fußgänger unterordnet. So kann der öffentliche Raum zwischen dem "Schönraum" und dem Gymnasium als Kommunikationsraum genutzt werden.

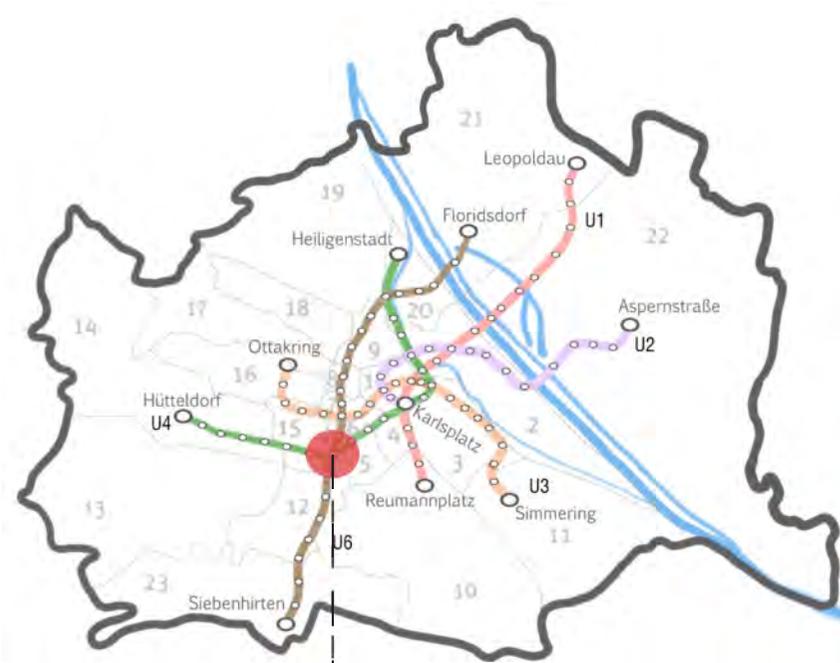
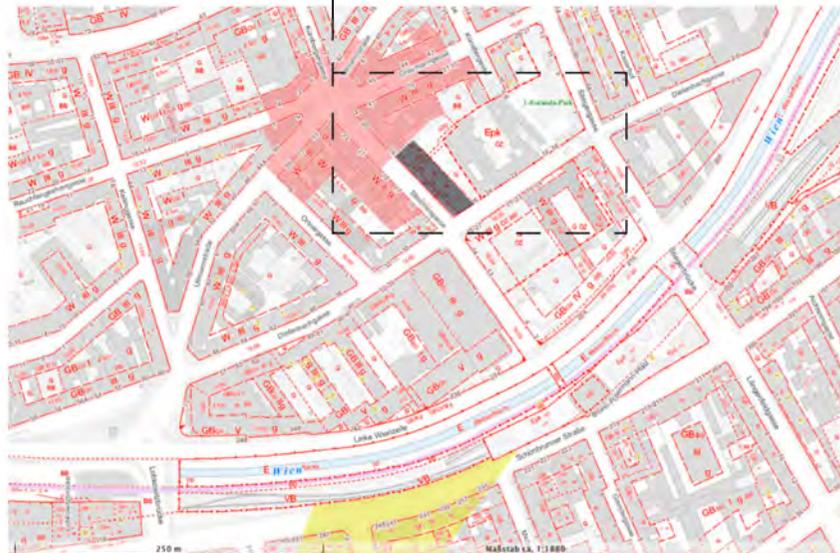


Abb. 29: Wiener U-Bahn-Netz  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

Legende:

- U1 Leopoldau-Reumannplatz
- U2 Aspernstraße-Karlsplatz
- U3 Ottakring-Simmering
- U4 Heiligenstadt-Hütteldorf
- U6 Floridsdorf-Siebenhirten
- Bauplatz
- Donau



- VB Verkehrsbander
- W Wohngebiete
- W GV Wohngebiet-Geschäftsviertel
- GB Gemischte Baugebiete
- GB GV Gemischtes Baugebiet-Geschäftsviertel
- GB BG Gemischtes Baugebiet-Betriebsbaugebiet
- BB besondere Bekennzeichnung
- Epk Parkanlagen
- ÖZ Grundflächen für öffentliche Zwecke
- G gärtnerische Ausgestaltung

Bauklassen in Wien:

- Bauklasse I: mindestens 2,5 m, höchstens 9 m
- Bauklasse II: mindestens 2,5 m, höchstens 12 m
- Bauklasse III: mindestens 9 m, höchstens 16 m
- Bauklasse IV: mehr als 12 m, höchstens 21 m
- Bauklasse V: mehr als 16 m, höchstens 26 m

- Schutzzone - Erhaltung des charakteristischen Stadtbildes
- Schutzstreifen und U-Bahnzone

Abb. 30: Flächenwidmungsplan, Diefenbachgasse, Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

Durch das hohe Angebot an öffentlichen Verkehrsverbindungen können die Bewohner innerhalb kürzester Zeit weite Wege zurücklegen. In nur zehn Minuten ist man mit der U-Bahn am Westbahnhof oder in der Inneren Stadt. Durch die Funktionsmischung in dem Gebiet rund um die Längenfeldgasse sind sowohl Arbeitsmöglichkeiten, Geschäfte, als auch Grünflächen unmittelbar verfügbar.

Eine große Attraktivität bietet der Kuranda Park, der nach Angaben des Flächenwidmungsplans, bei Neubauung des Gebiets, erweitert werden soll. Dieser großzügige Freiraum ist zwar öffentlich bietet jedoch einen idealen Ausblick und ein überschaubares Feld, um sich dem Gebäude zu nähern.

Gegenüber dem Bauplatz befindet sich das Bundesrealgymnasium "Diefenbachgasse", das soeben umgebaut und erweitert wird. Neben den Bürogebäuden und Geschäftszonen gibt es auch andere soziale Projekte, wie das „Tageszentrum für Seniorinnen und Senioren“ in der unmittelbaren Umgebung.

In dem Gebiet ist die Bauklasse drei vorherrschend und entwickelt sich entlang der Schönbrunnerstraße zu höheren Gebäuden der Bauklasse vier bis fünf. Das Projekt "Schönraum" fügt sich mit vier Geschossen in die Umgebung ein und berücksichtigt, mit seiner zurückhaltenden Fassadengestaltung entlang der Storchengasse, auch die angrenzende Schutzzone. Die Einfahrt in die Tiefgarage befindet sich an der Südwestseite des Gebäudes und ist nur mit Zugangsberechtigung passierbar.

# Umgebungsanalyse

Gymnasium Diefenbachgasse

neue Flächenwidmung - Kurandapark

BAUPLATZ

durch Neugestaltung des Kurandaparks

Neu- und Zubau der Schule Diefenbachgasse

Station U4 + U6 Längenfeldgasse

Bauen im Bestand...?

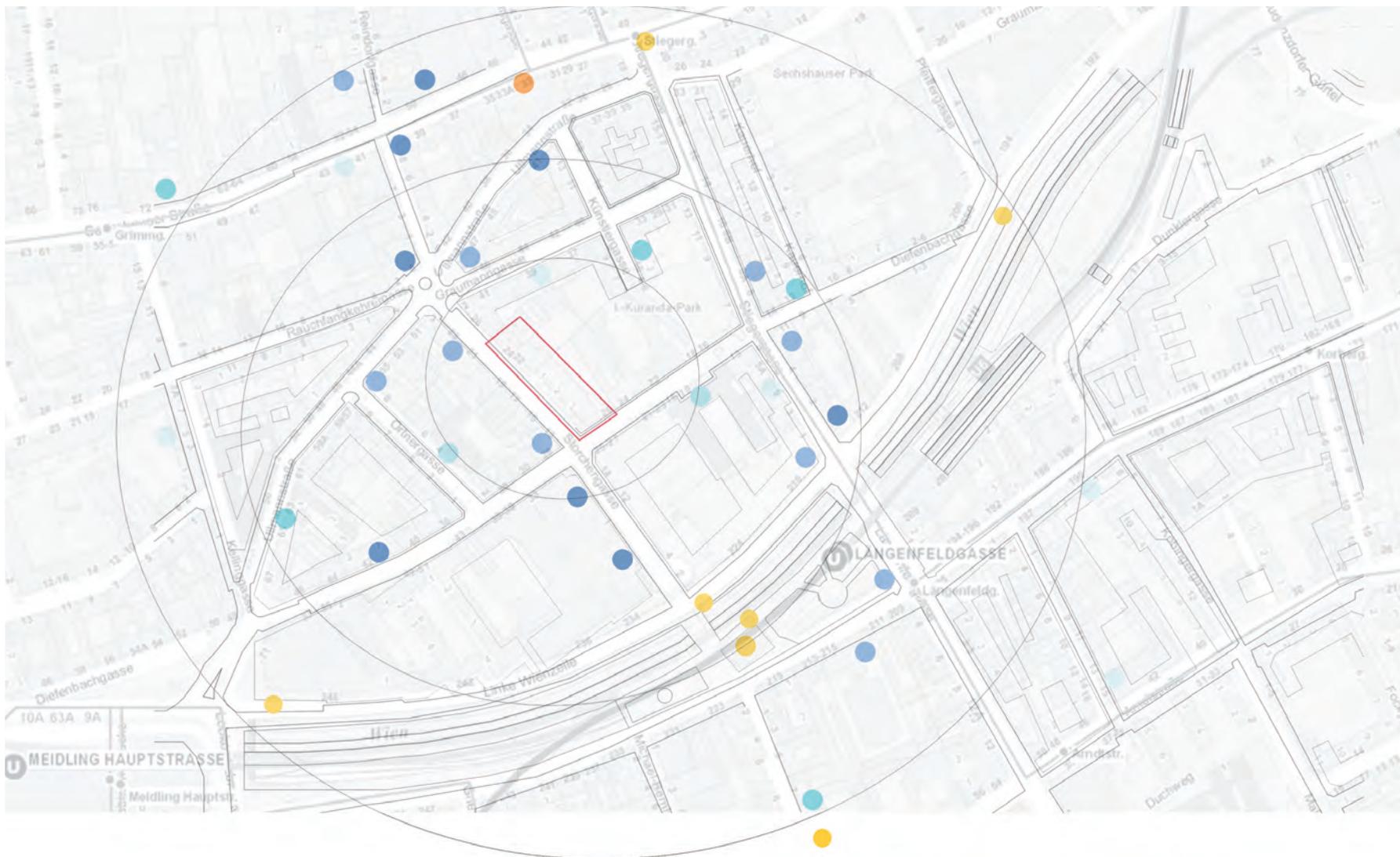
Bauplatzfotos

Kooperation mit...

TAGESZENTRUM

15. Lillmannstr. 10

Abb. 31: Umgebungsanalyse, Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis



- |  |  |  |
|--|--|--|
| <span style="display: inline-block; width: 15px; height: 15px; background-color: #00A09A; border: 1px solid black; margin-right: 5px;"></span> Kinderbetreuung         | <span style="display: inline-block; width: 15px; height: 15px; background-color: #0056B3; border: 1px solid black; margin-right: 5px;"></span> Einkaufen   | <span style="display: inline-block; width: 15px; height: 15px; background-color: #E67E22; border: 1px solid black; margin-right: 5px;"></span> Polizei               |
| <span style="display: inline-block; width: 15px; height: 15px; background-color: #80CBC4; border: 1px solid black; margin-right: 5px;"></span> Schule                  | <span style="display: inline-block; width: 15px; height: 15px; background-color: #3969AB; border: 1px solid black; margin-right: 5px;"></span> Gastronomie | <span style="display: inline-block; width: 15px; height: 15px; background-color: #FFC107; border: 1px solid black; margin-right: 5px;"></span> öffentliche Anbindung |
| <span style="display: inline-block; width: 15px; height: 15px; background-color: #ADD8E6; border: 1px solid black; margin-right: 5px;"></span> medizinische Versorgung |  |  |



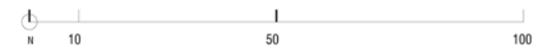
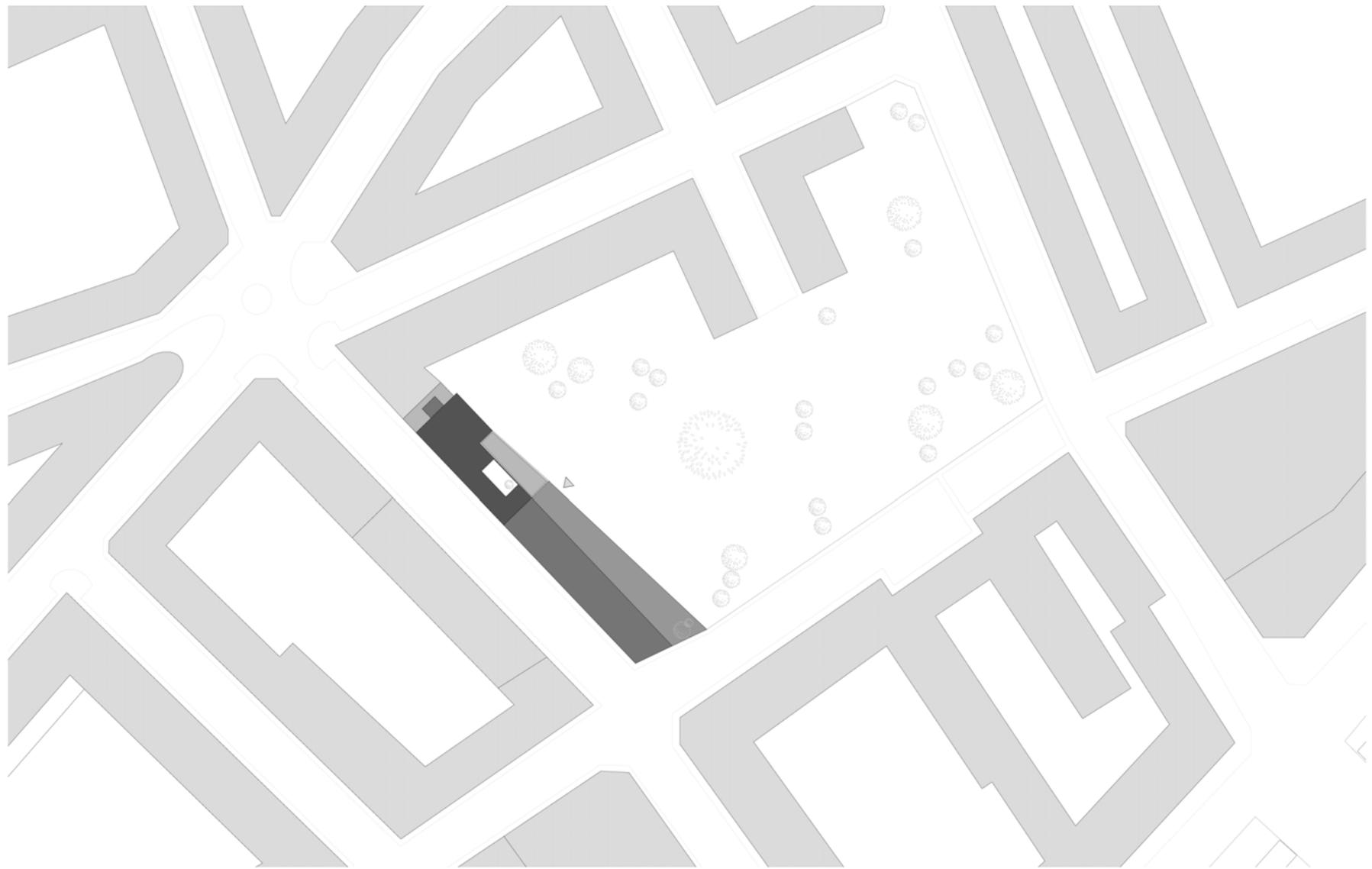
# Schwarz-Weiß-Grün - Plan

Abb. 33: Schwarz-Weiß-Grün-Plan  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis



# Lageplan

Abb. 34: Lageplan  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

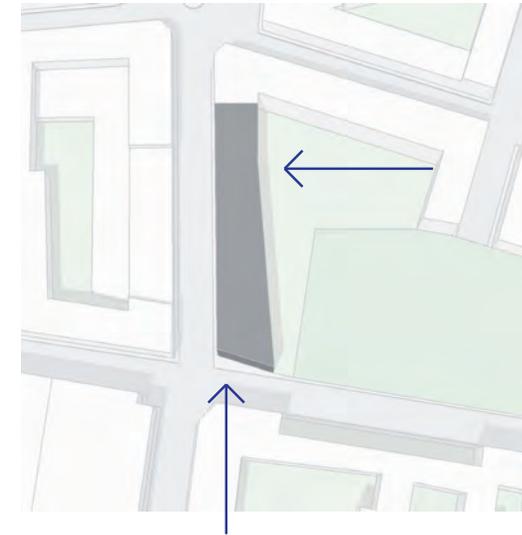


# 042

## Konzept



Maximalbebauung nach Flächenwidmungsplan



Anpassung an die Umgebung

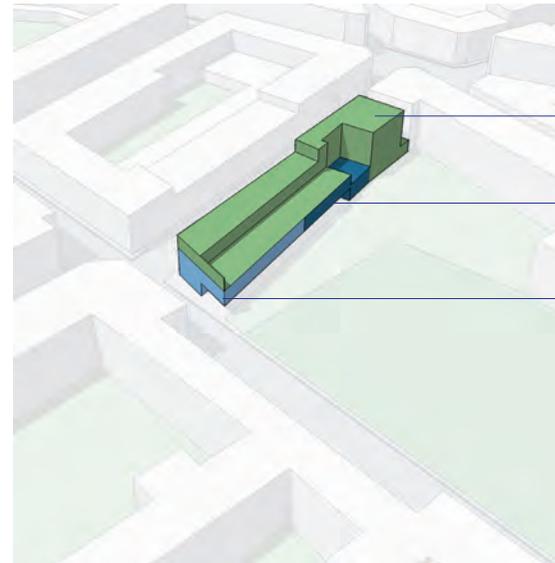
Distanz zum Bestand



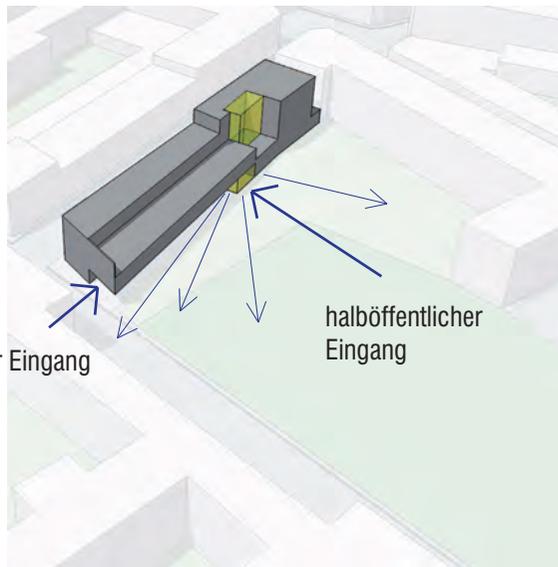
Anpassung der Höhe



Abschotten zur Straße

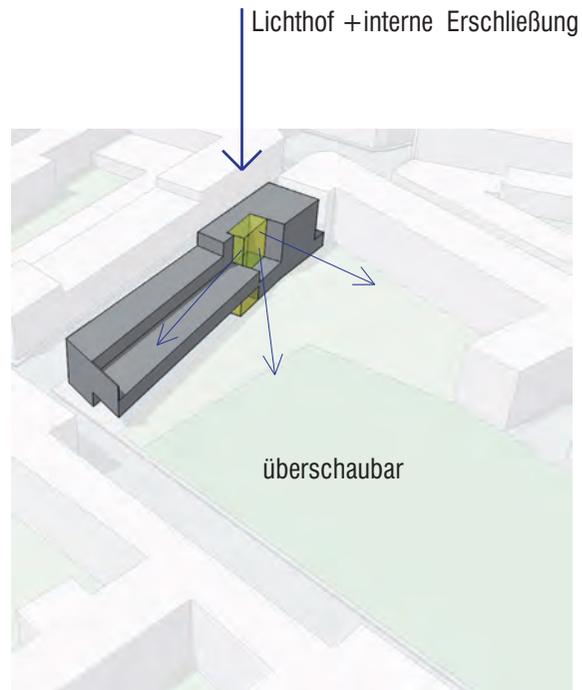


Überwachung



öffentlicher Eingang

halböffentlicher Eingang



Licht Hof + interne Erschließung

überschaubar

# räumlicher Charakter

- privat
- erschließend
- halböffentlich
- öffentlich mit Publikum
- öffentlich mit Gästen
- öffentlich vermietet

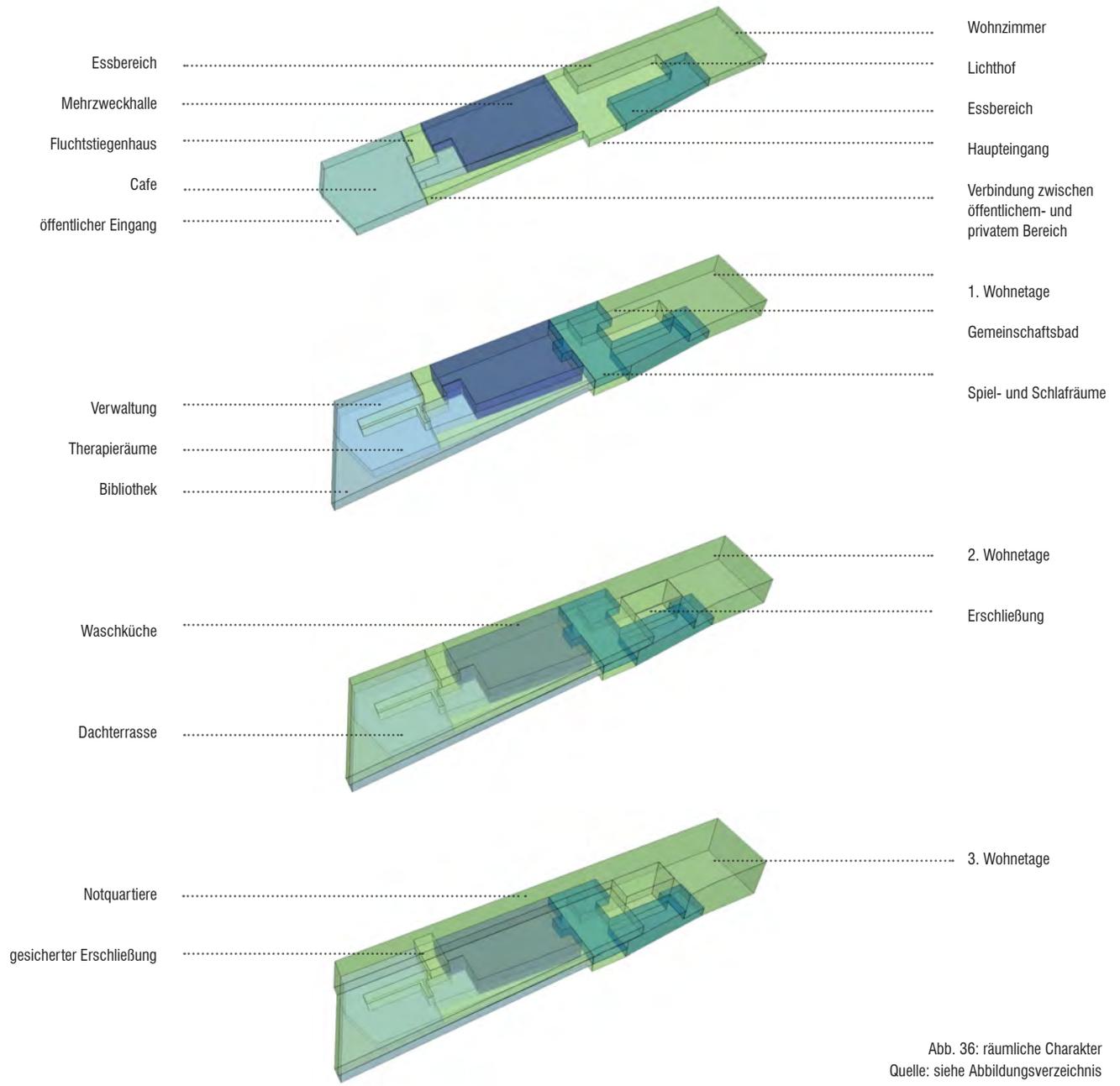


Abb. 36: räumliche Charakter  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

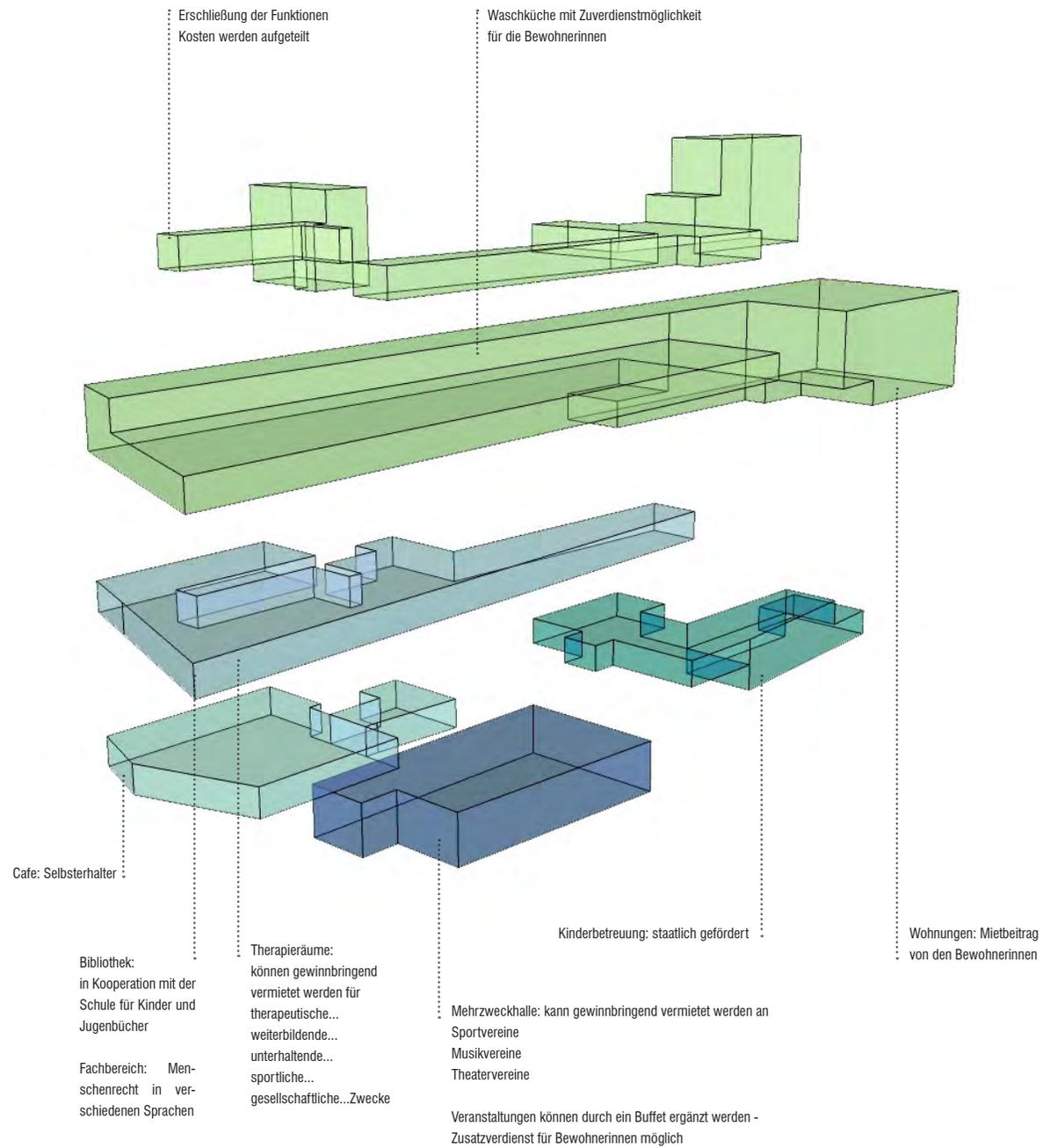


Abb. 37: Organisationsmodell  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

# Übersichtskonzept

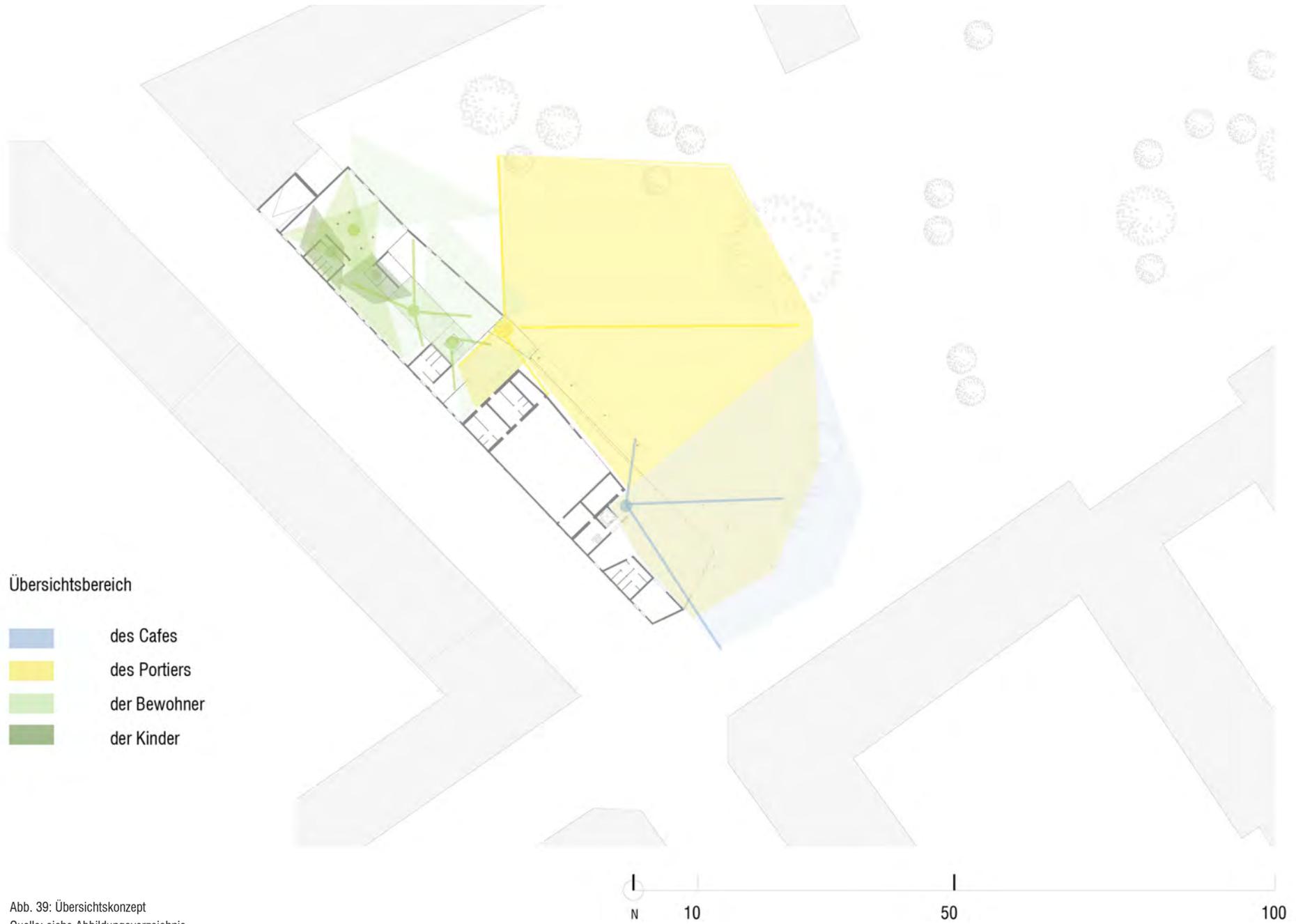
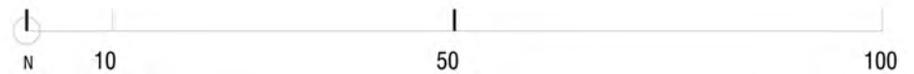


Abb. 39: Übersichtskonzept  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

# Raumprogramm Erdgeschoss



Abb. 38: Raumprogramm Erdgeschoss  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis



## Raumprogramm Obergeschoss

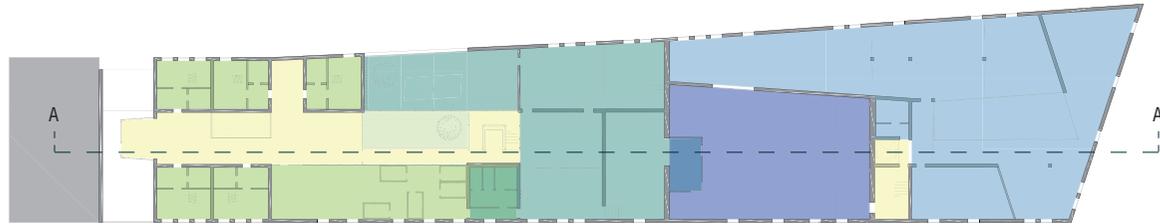


Abb. 40: Raumprogramm 1. Obergeschoss  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

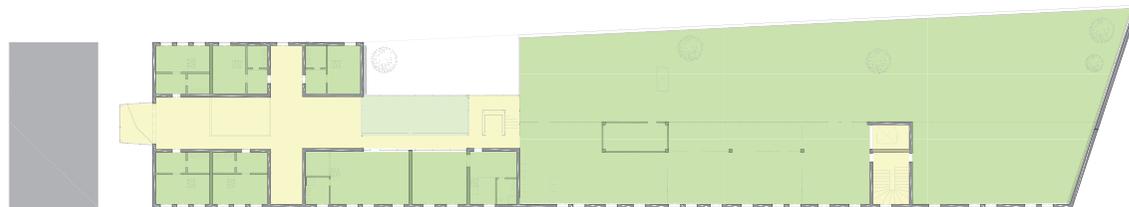
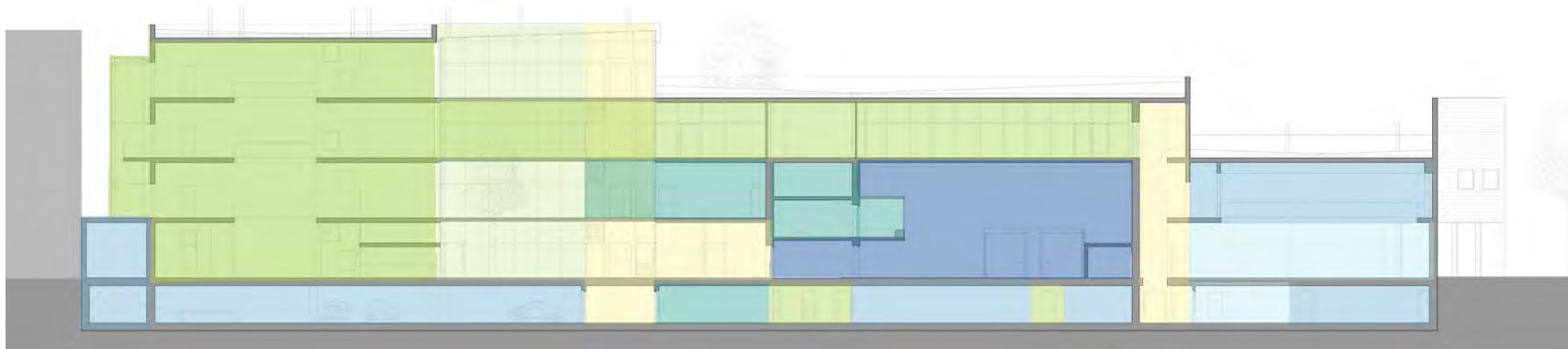


Abb. 41: Raumprogramm 2. Obergeschoss  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis



Abb. 42: Raumprogramm 3. Obergeschoss  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis



- Erschließung + Kontrolle
- Lichhof
- Wohnraum
- Kinderbetreuung
- Mehrzweckhalle
- Bibliothek, Therapie
- Cafe, Verwaltung

Abb. 43: Raumprogramm im Schnitt  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

# Besucheranalyse

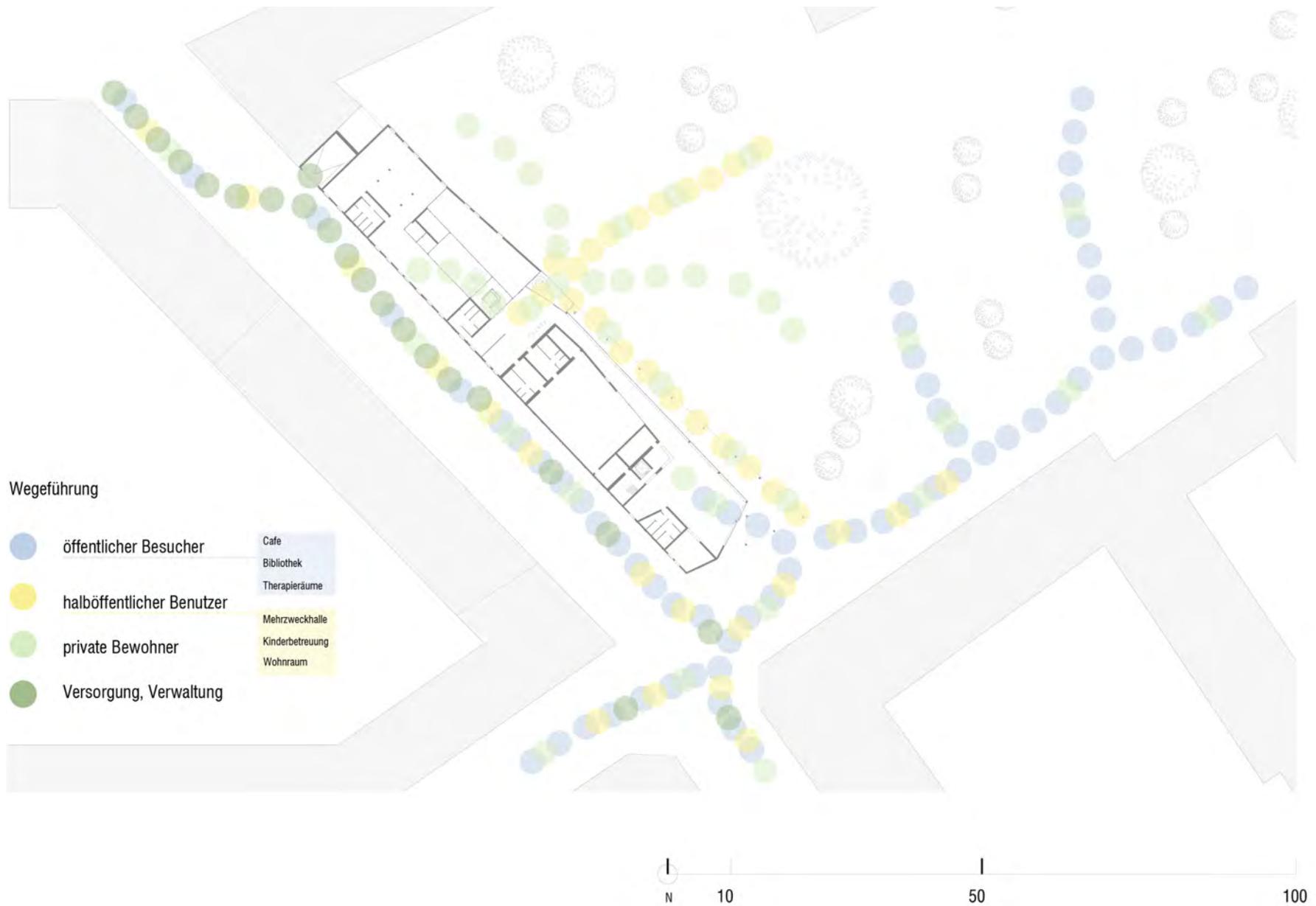


Abb. 44: Besucheranalyse  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

# Besucherstrom im Gebäude

- öffentlicher Besucher ●
- halböffentlicher Benutzer ●
- privater Bewohner ●
- Versorgung, Verwaltung ●

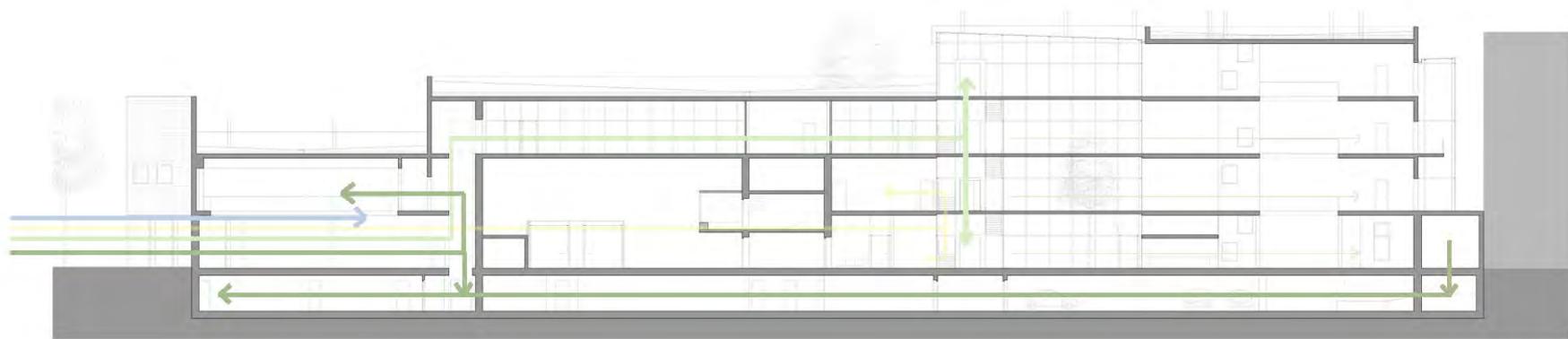


Abb. 45: Besucherstrom im Gebäude  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis



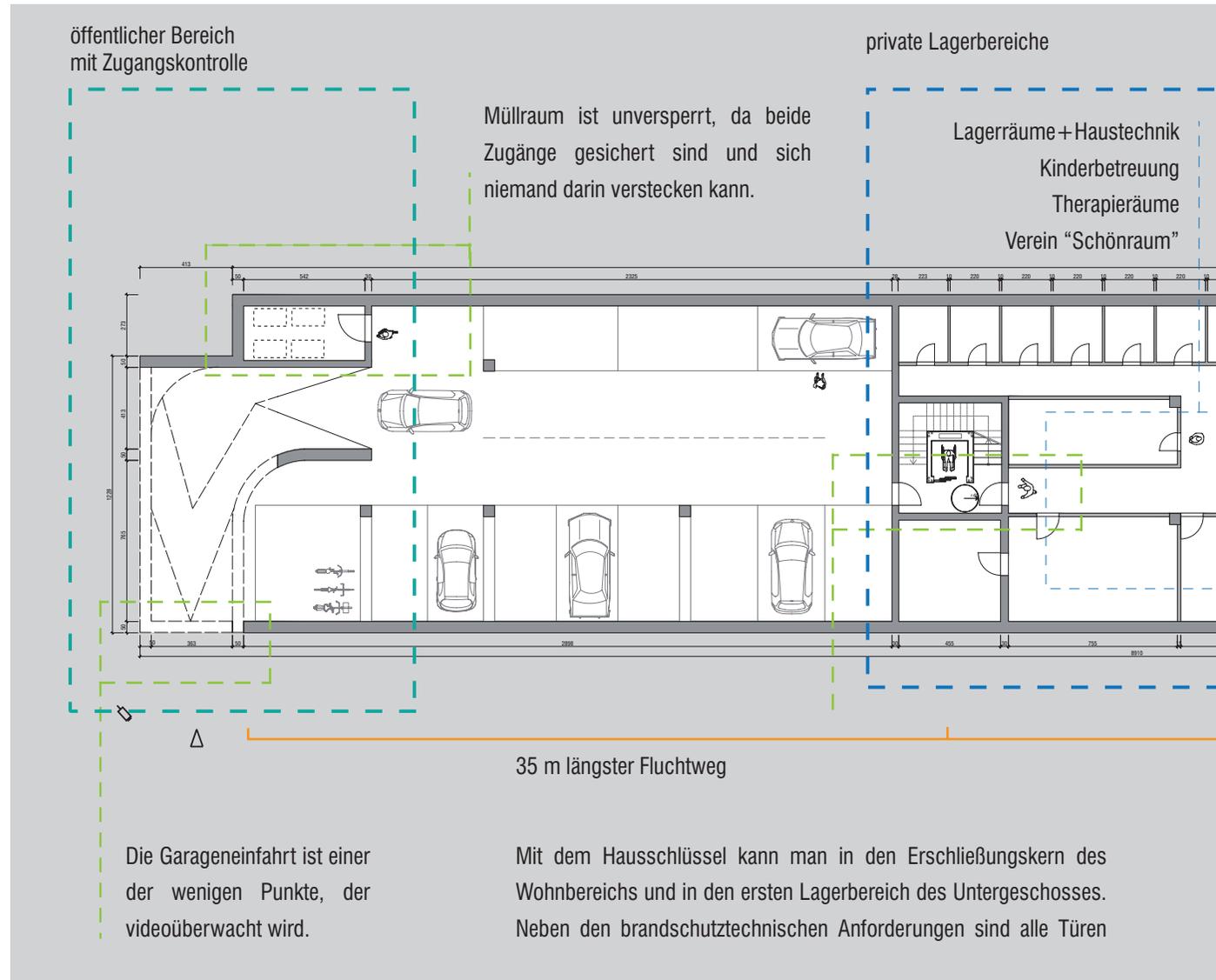
Abb. 46: Außenansichten  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

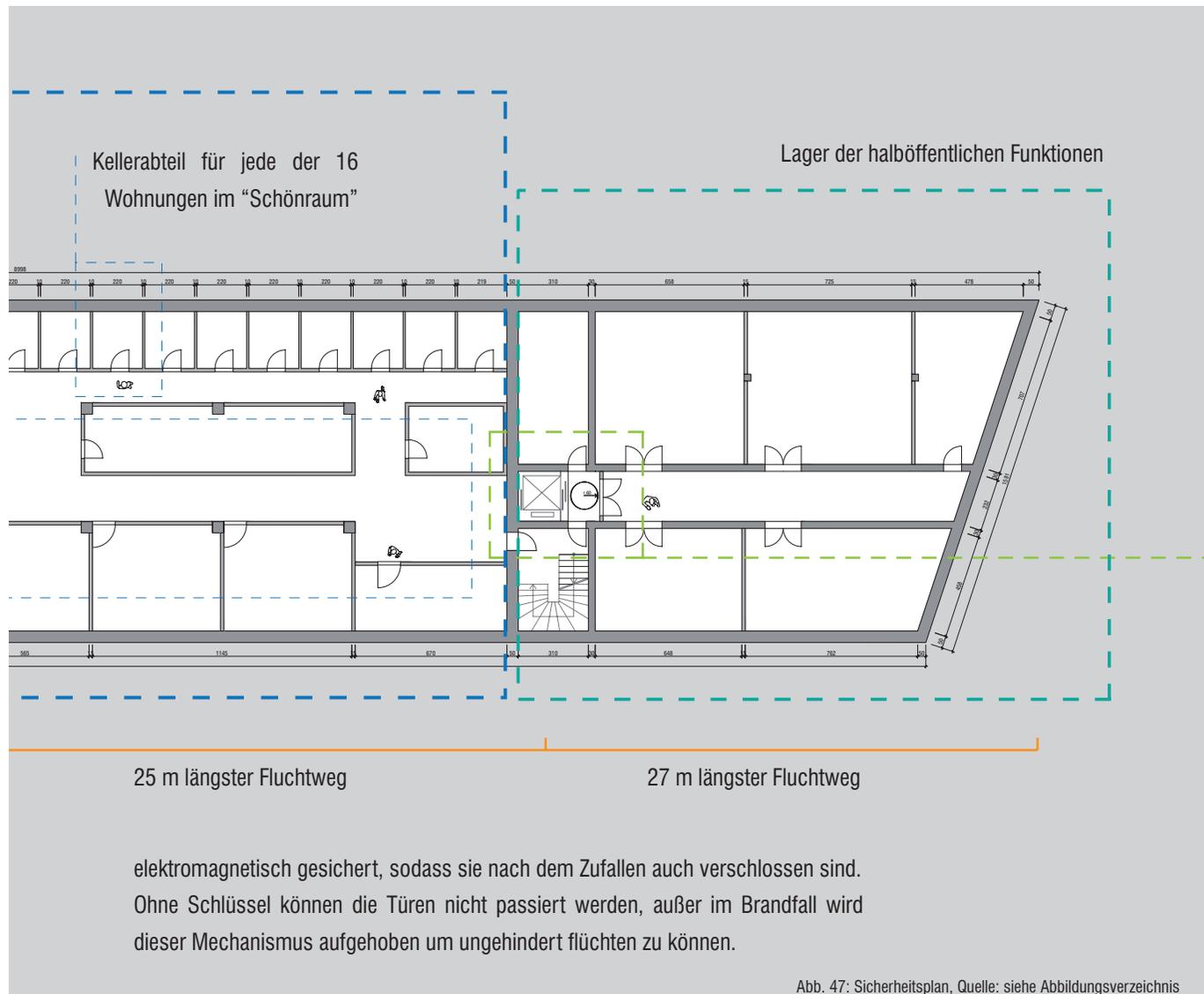
## Untergeschoss

### Sicherheitskonzept:

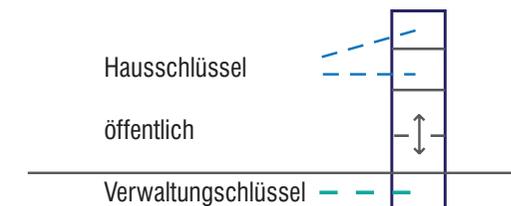
Einfahrtsberechtigt sind alle Mitarbeiter des "Schönraums", sprich Personen aus dem Kinderbetreuungs-, Bibliotheks- und Verwaltungsbereich sowie Therapeuten und Mitarbeiter des Cafes. Interne Leute besitzen einen Verwaltungsschlüssel während fremde Lieferanten und Entsorgungsdienste sich beim Empfang anmelden müssen um einfahren zu können. Wenn man als Zusteller bekannt ist reicht der Blick, des Portiers in die Kamera, um den Eintritt zu überwachen und frei zu geben.

Prinzipiell ist die Garage mit ihren Parkplätzen für die Betreuer und Angestellten der diversen Einrichtungen vorgesehen. In Summe gibt es elf Parkplätze und einen großen Abstellplatz für Roller und Motorräder. Fahrräder können direkt im Haus abgestellt werden.

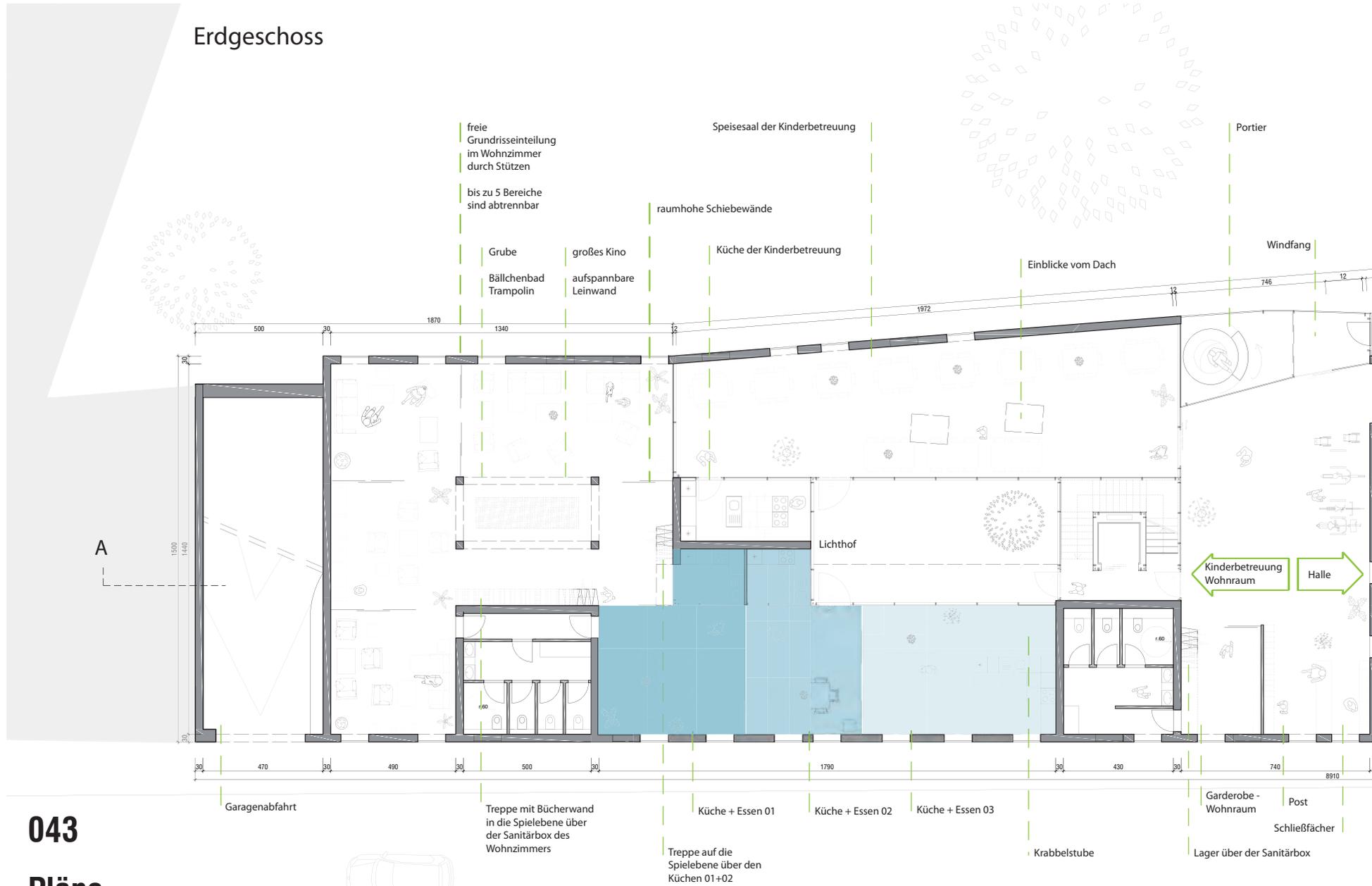
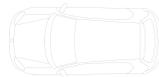




Hier sperrt der Verwaltungsschlüssel zu den Lager­räumen des Verwaltungsbereichs, der Bibliothek und des Cafes. Die Speisekammer des Gastrobetriebs liegt gleich beim Eingang, um einen raschen Zugriff zu ermöglichen. Im Südflügel liegt das großzügige Lager der Bibliothek, deren Bestand so regelmäßig aufgefrischt und durchgewechselt werden kann. Gegenüber befinden sich die Archive und Aktenlager des Verwaltungsbereichs. Dieses Abteil des Kellers ist mit dem Aufzug nur für berechtigte Personen zugänglich. Dazu muss der Aufzug über eine doppelte Sicherheitsfunktion verfügen, die einerseits den Weg für alle Benutzer vom Erdgeschoss in den Bibliotheks- und Therapiebereich frei gibt und andererseits den Weg in den Keller und Wohnbereich durch den Verwaltungsschlüssel bzw. Hausschlüssel sperrt. So kann der öffentliche Bereich bis ins 1. Obergeschoss ausgedehnt werden ohne eine "Hintertüre" in den privaten Bereich zu öffnen. Das Stiegenhaus dient ausschließlich Fluchttreppe für Notfälle.



## Erdgeschoss

043  
Pläne

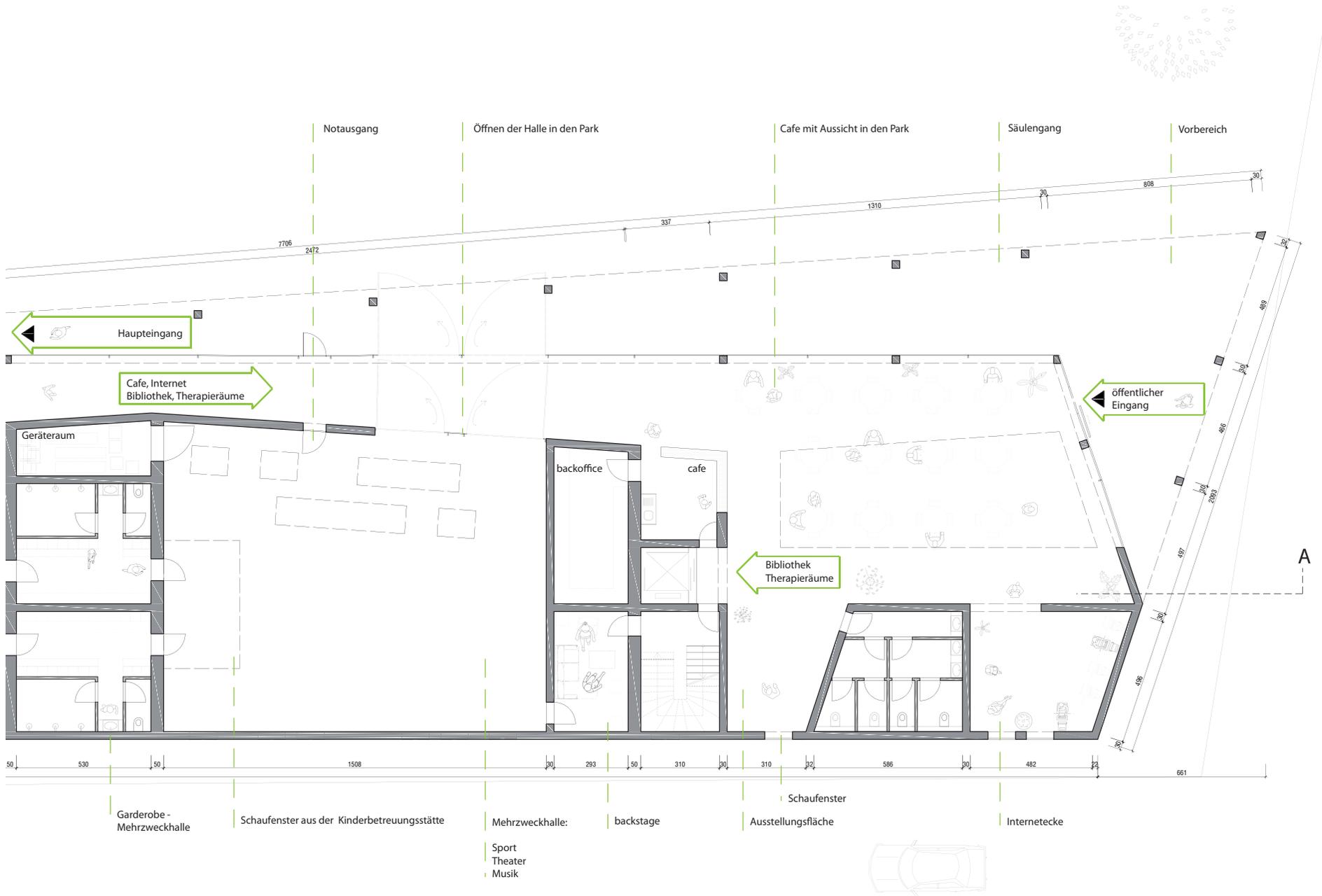


Abb. 48: Grundriss Erdgeschoss, Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis



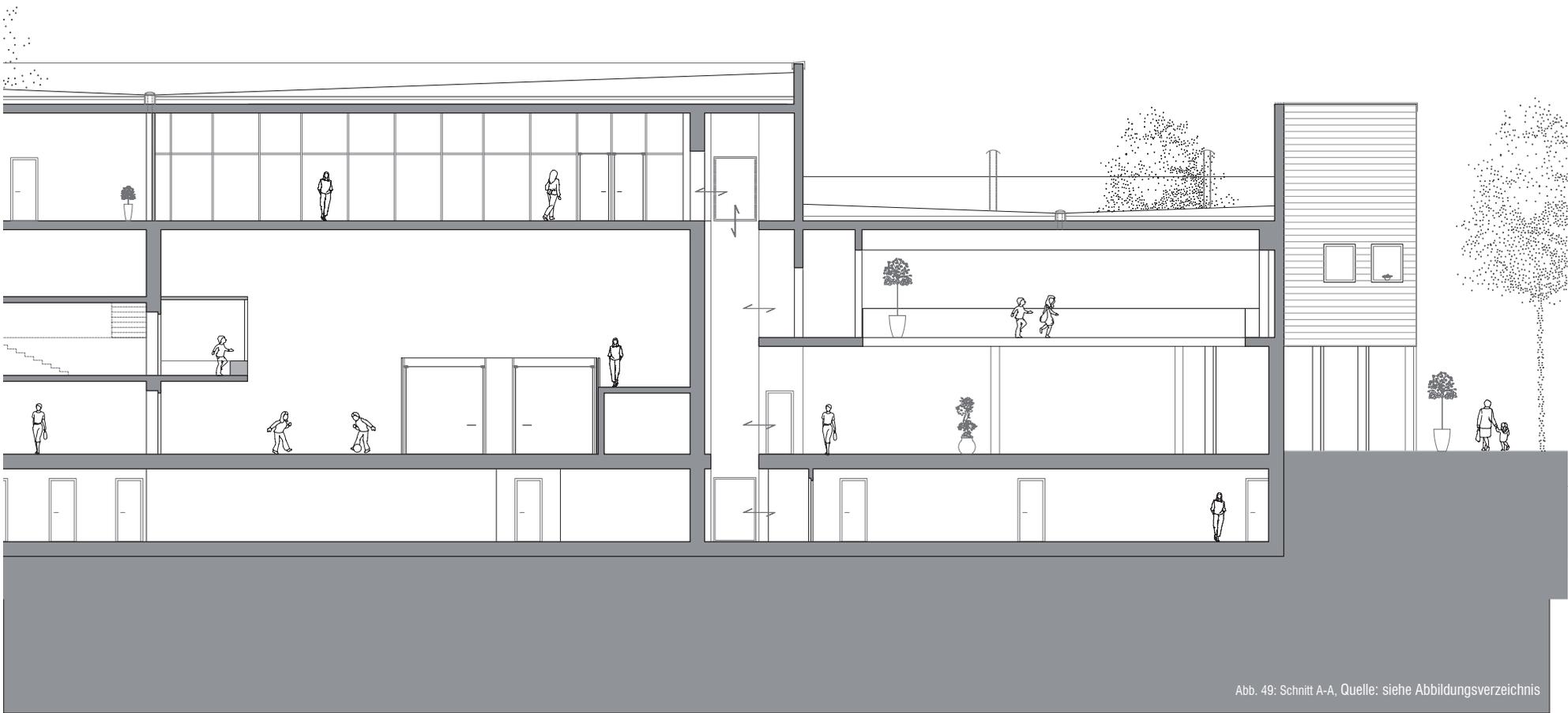


Abb. 49: Schnitt A-A, Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

# Raumaufteilung

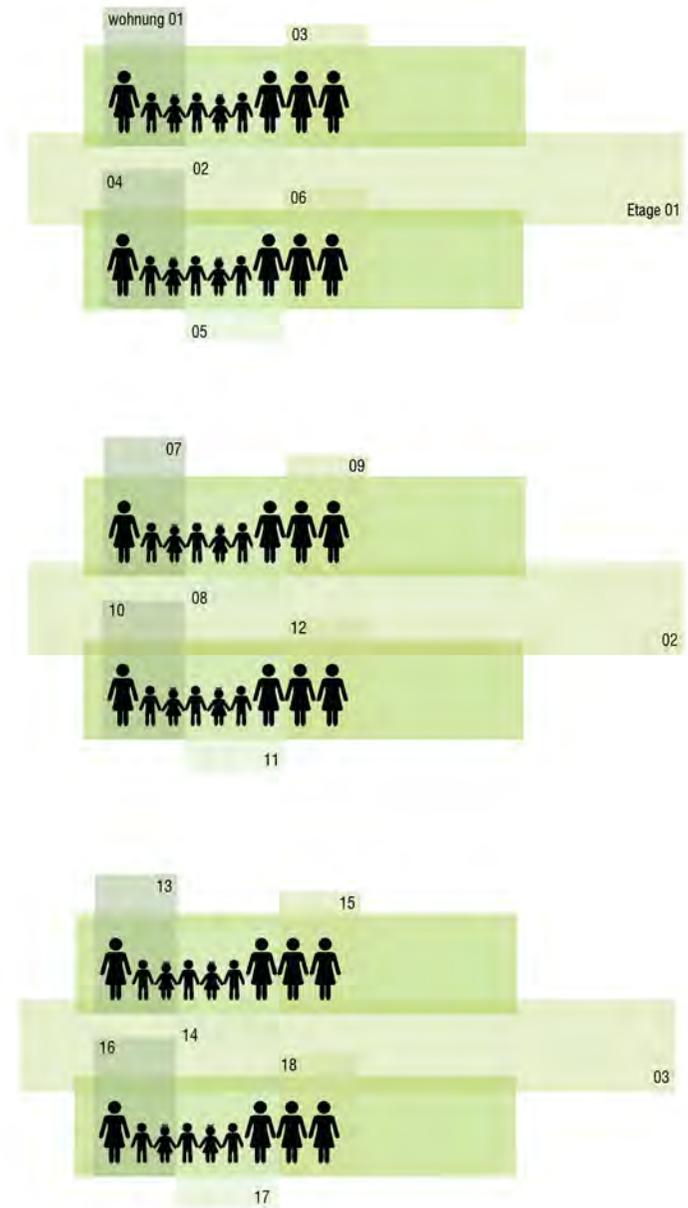
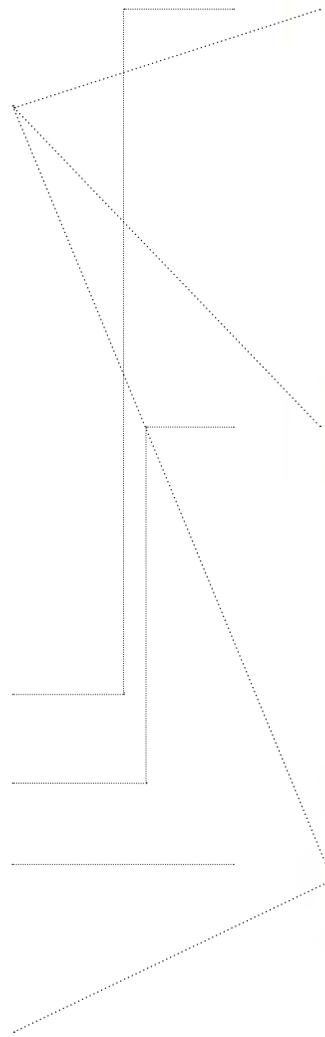
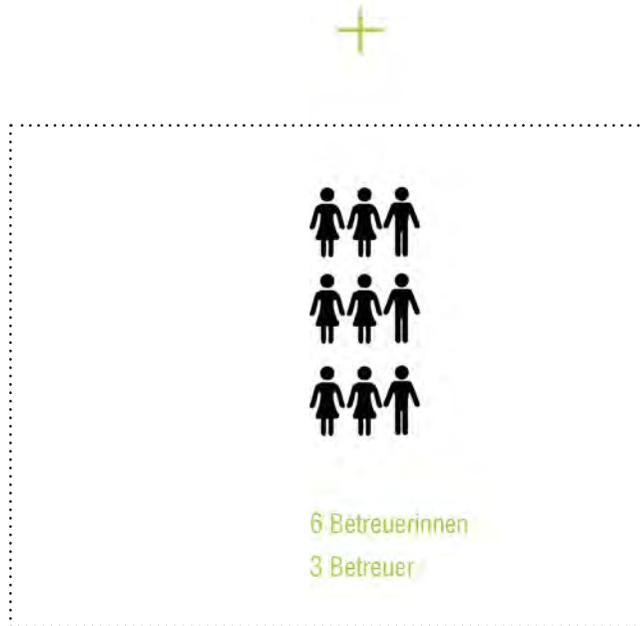
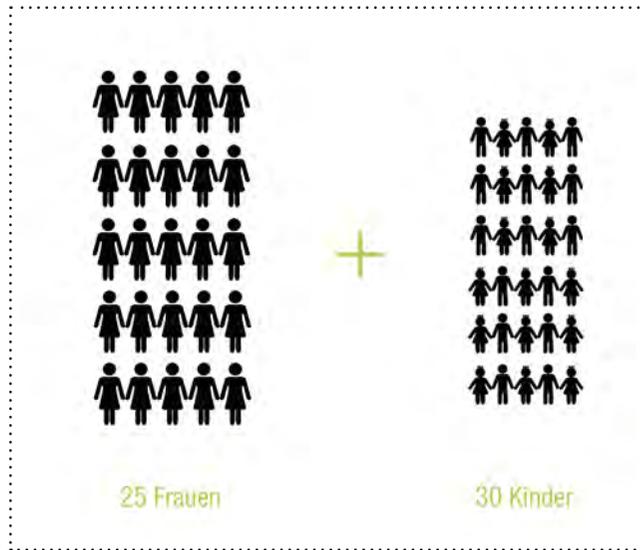


Abb. 50: Aufteilung der Bewohner, Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

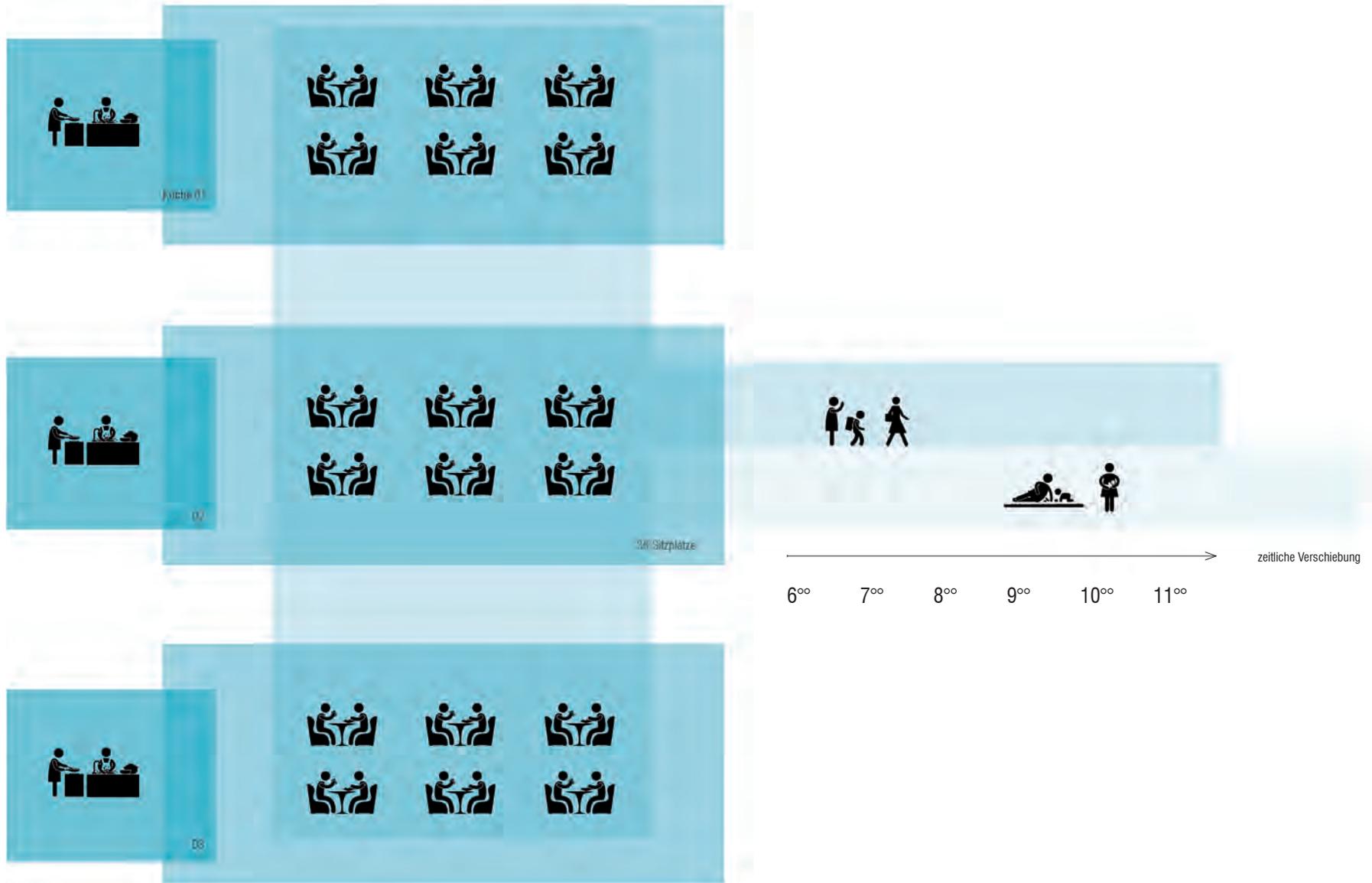


Abb. 51: Aufteilung der Küchen, Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

Um den rund 60 Bewohnern des „Schönraums“, beim Kochen und Essen ein familiäres Umfeld bieten zu können, ist der Speisebereich in drei Zonen unterteilt, die dem jeweiligen Stockwerk zugeordnet sind. Durch die unterschiedlichen Altersstufen der Kinder und je nach dem wann die Frauen in die Arbeit oder zur Ausbildung müssen, ergeben sich zeitliche Verschiebungen beim Essen und Kochen. Durch die „Bewohnerdurchmischung“ kann der Bereich doppelt genutzt werden und ist trotzdem noch genau zugeordnet.

Der persönliche Bereich in der Küche reduziert sich auf das eigene Geschirr, auf das besser geachtet wird und den Platz des Besitzers markiert. Bei der Verwendung des mitgenommenen Geschirrs ergeben sich organisatorische, finanzielle und identitätsstiftende Vorteile.

Das gemeinschaftliche Bad hat persönliche und allgemeine Bereiche, in denen sich die Bewohner Zähne putzen, sich waschen, föhnen und schminken können. Durch die zeitliche Aufteilung ergibt sich eine familiäre Benutzerdichte von 3-5 Personen für die Wasch- und Duschkmöglichkeiten. Die Ausstattung ist höhenmäßig an die Kinder und Erwachsene angepasst ebenso für die leichte Pflege von Kleinkindern und Babys. Die Sanitäranlage zwischen dem Wohn- und Kinderbetreuungsbereich kann doppelt genutzt werden. Durch farbliche Unterscheidung der Türen wird die Orientierung der Kinder erleichtert.

“Die Kinder haben später das Frauenhaus vermisst, bis jetzt ist das so. Jedes Mal, wenn wir bei dieser Haltestelle sind: Mama, gehen wir ins Frauenhaus? Schauen wir, wer von den anderen Kindern noch dort ist! - Es war gut, dass sie diese Freundschaften entwickeln konnten. Jeden Tag waren sie viel mit den anderen Kindern zusammen. Wenn man gemeinsam Zähne putzt, macht das eine Verbindung wie in einer Familie.”<sup>67</sup>

---

<sup>67</sup> zit. Frau J., Am Anfang war ich sehr verliebt, 2008, S. 118

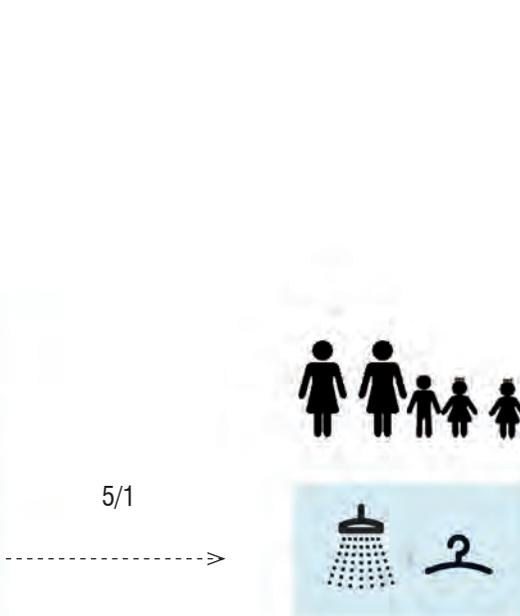
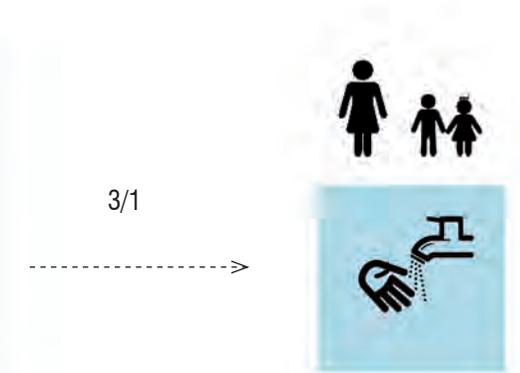
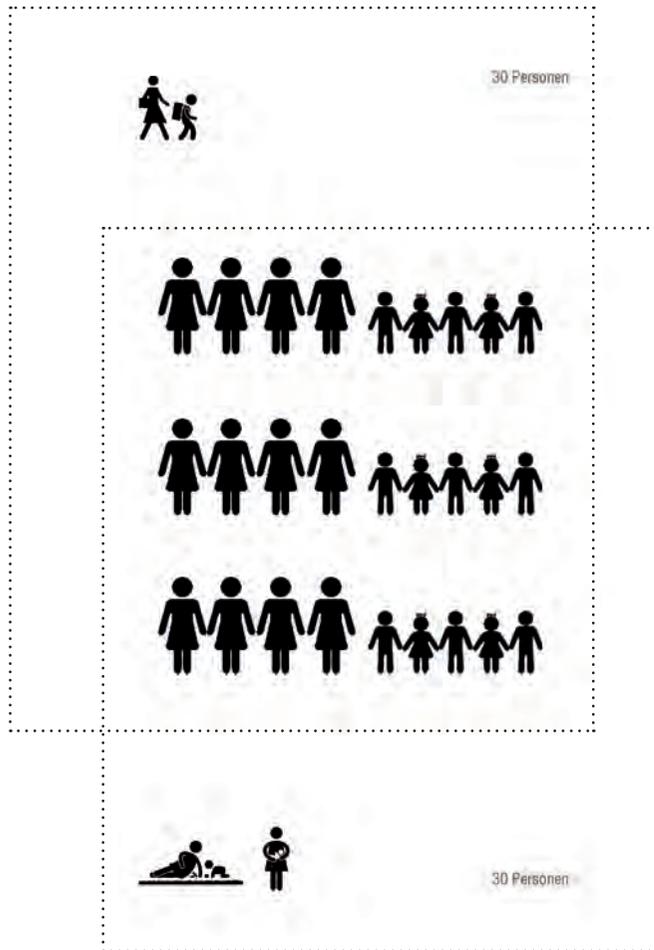


Abb. 52: Aufteilung im Gemeinschaftsbad, Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

# 1. Obergeschoss



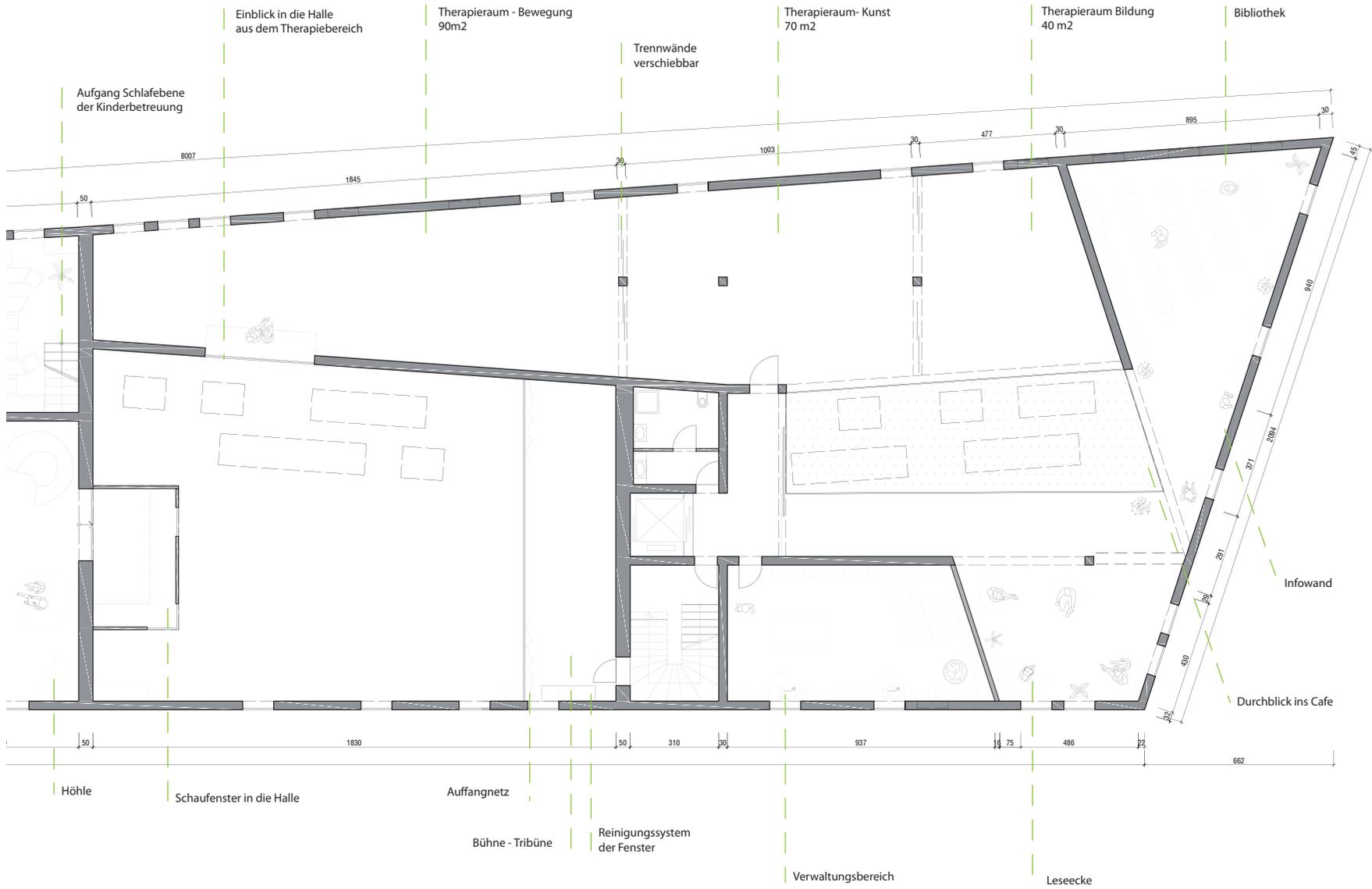


Abb. 53: Grundriss 1. Obergeschoss, Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

## 2. Obergeschoss



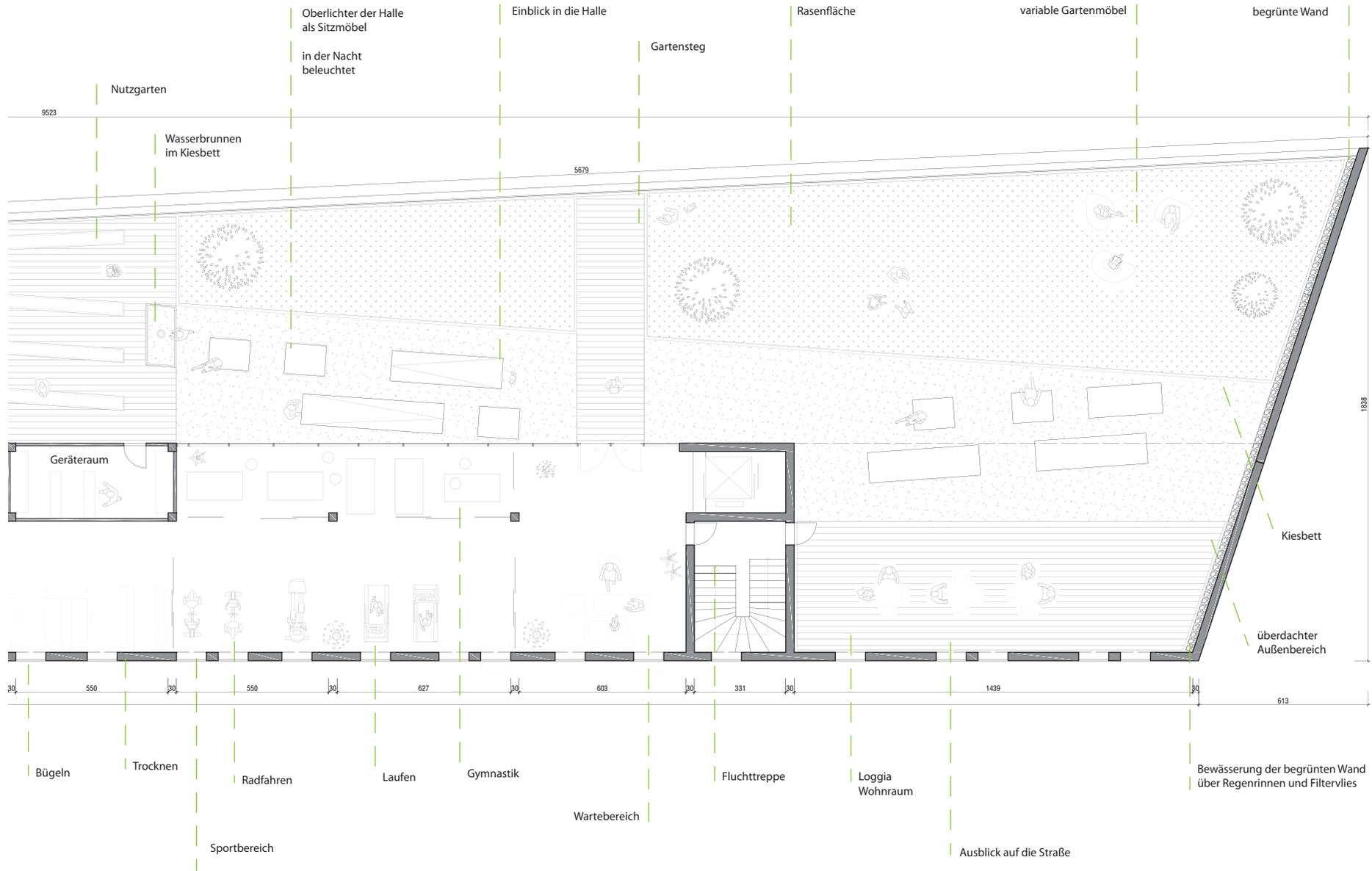


Abb. 54: Grundriss 2. Obergeschoss, Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

### 3. Obergeschoss



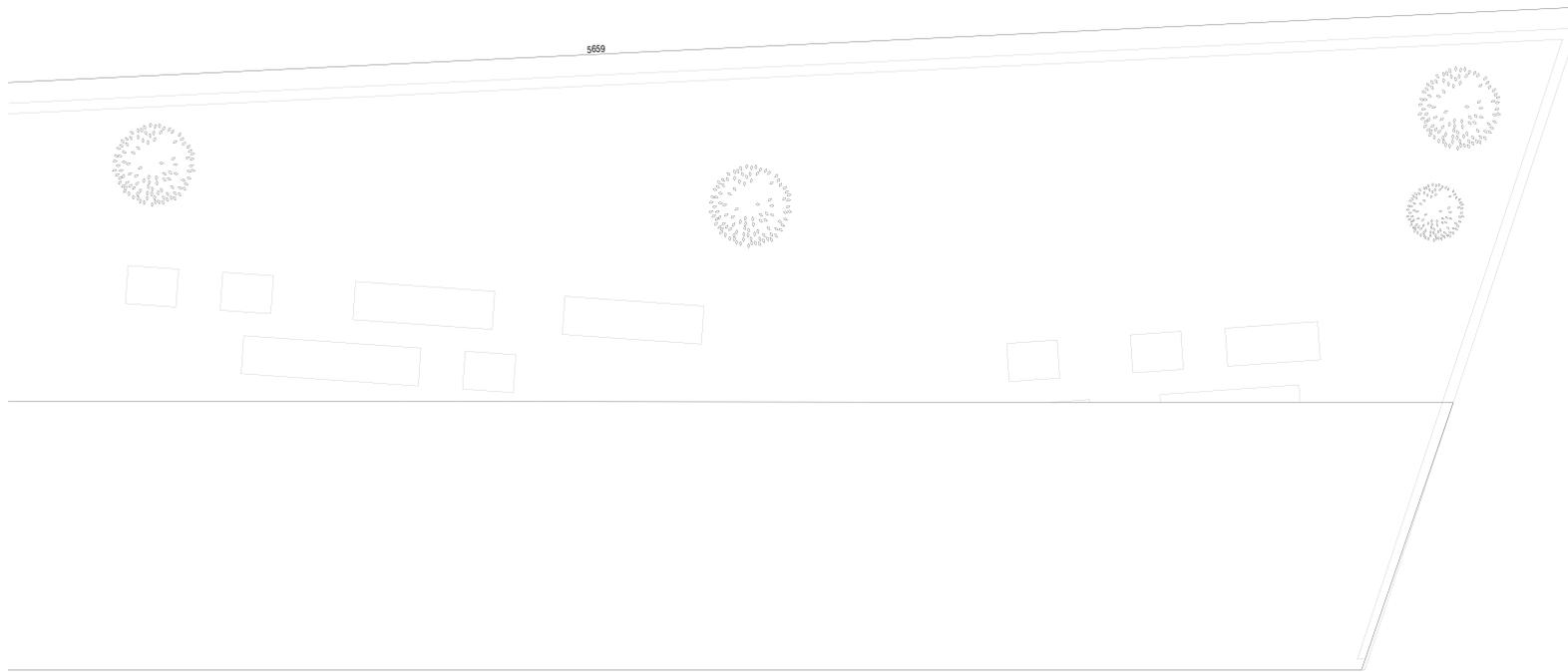
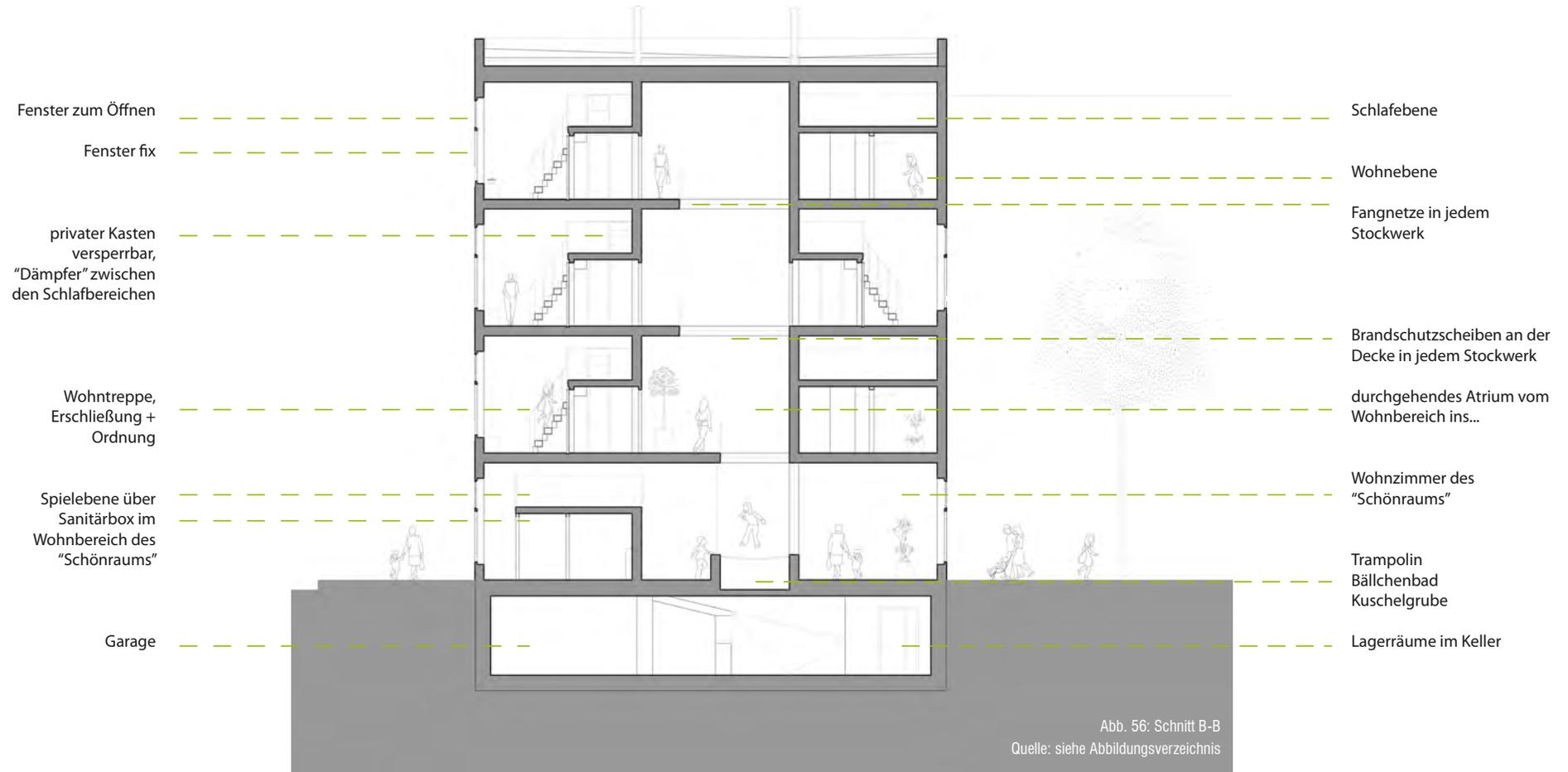


Abb. 55: Grundriss 3. Obergeschoss, Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

## Schnitt B-B



# Schnitt C-C

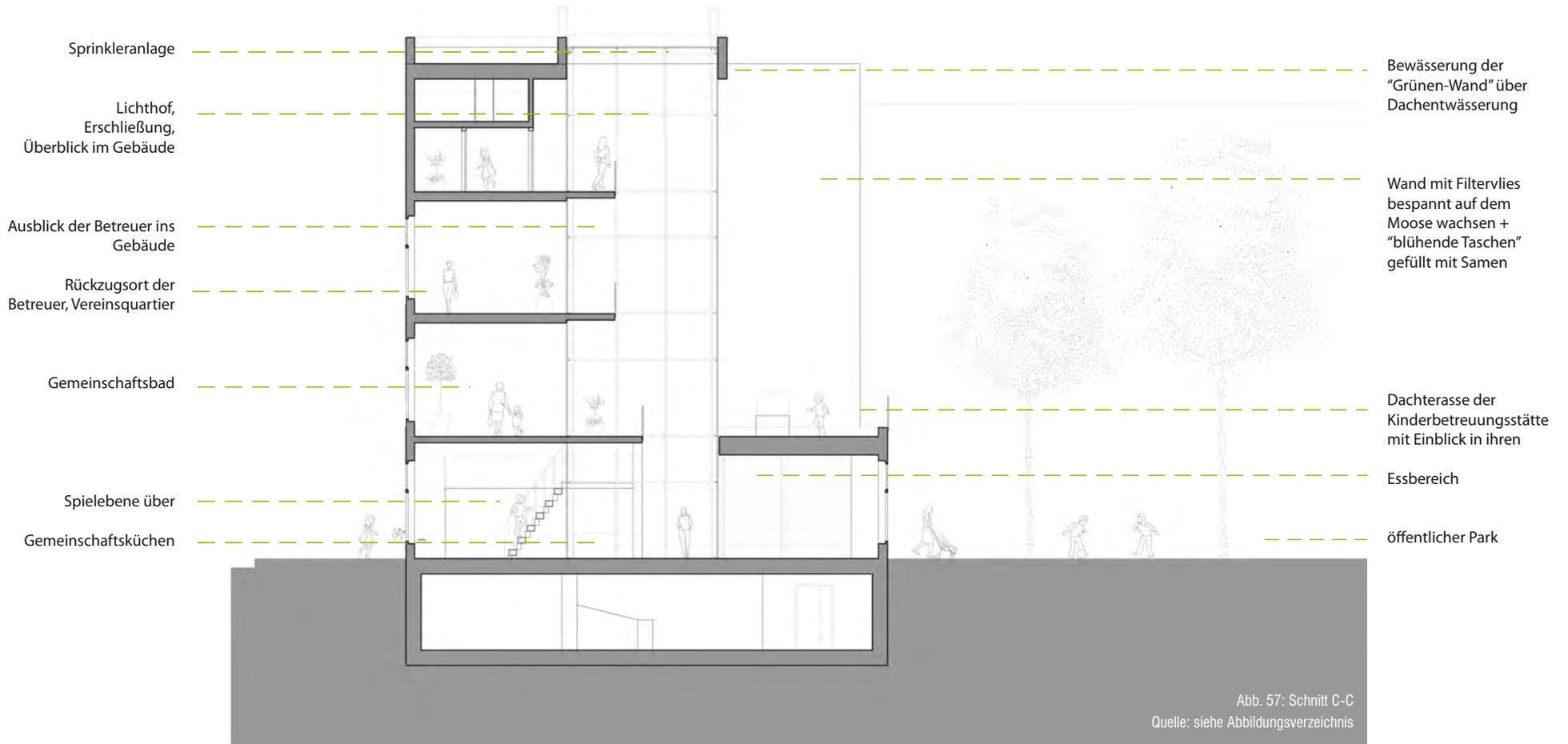
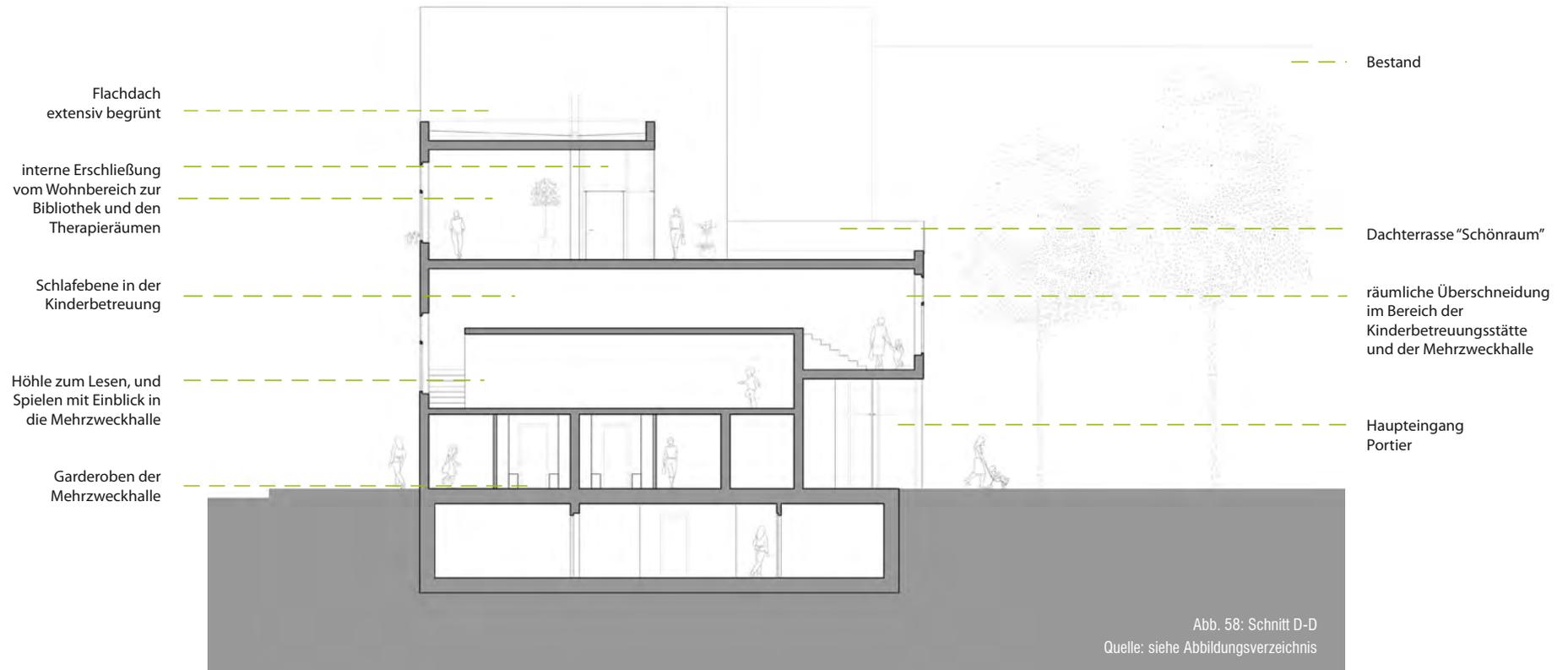


Abb. 57: Schnitt C-C  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

## Schnitt D-D



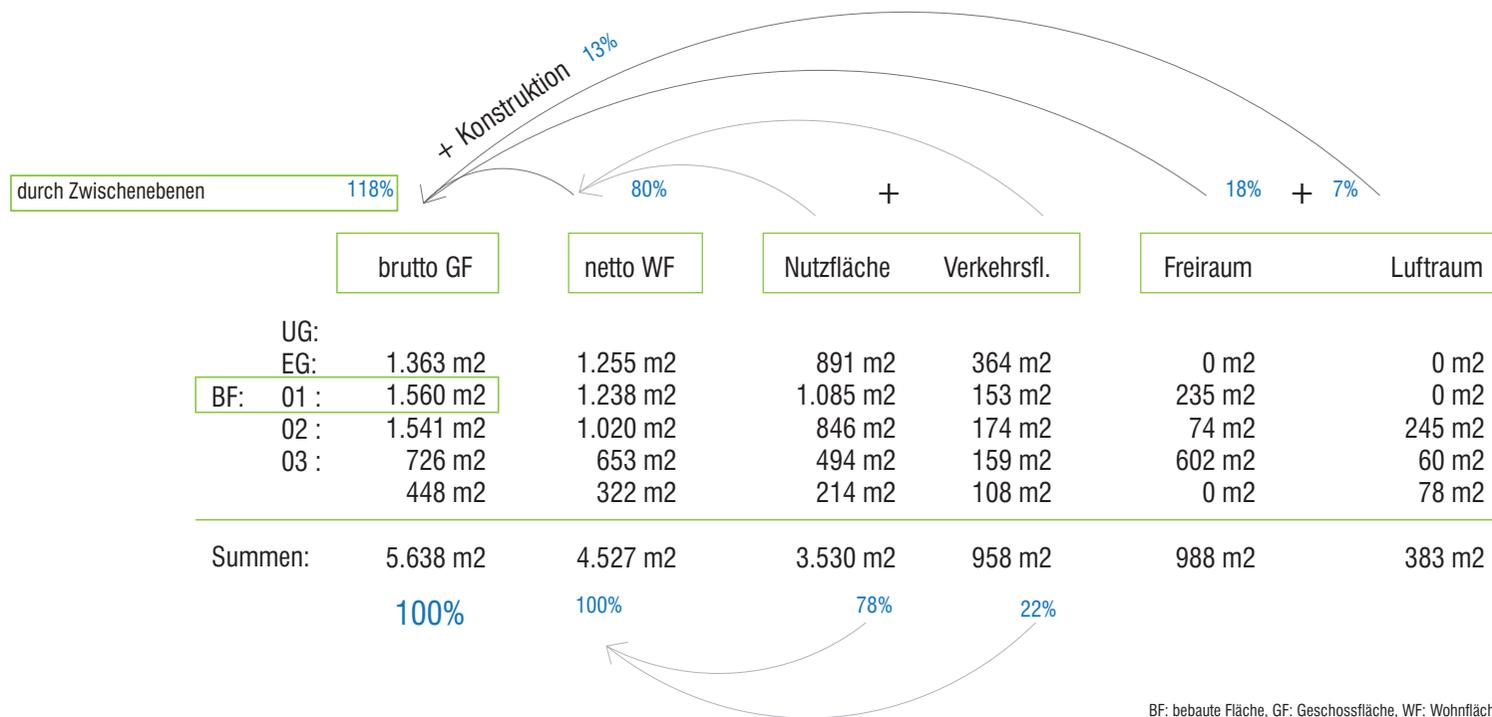


Abb. 59: Flächenbilanz  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

# Ansicht Ost





Abb. 60: Ansicht Ost  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

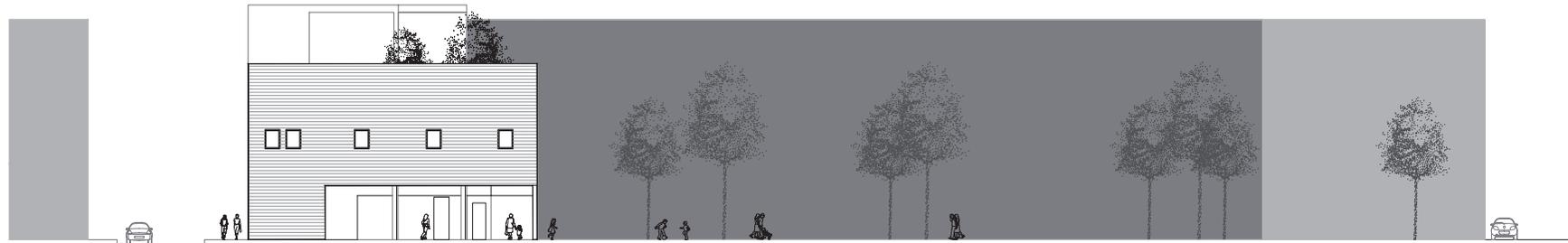


Abb. 61: Ansicht Süd  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis



## 044

## Wohnungen im Detail

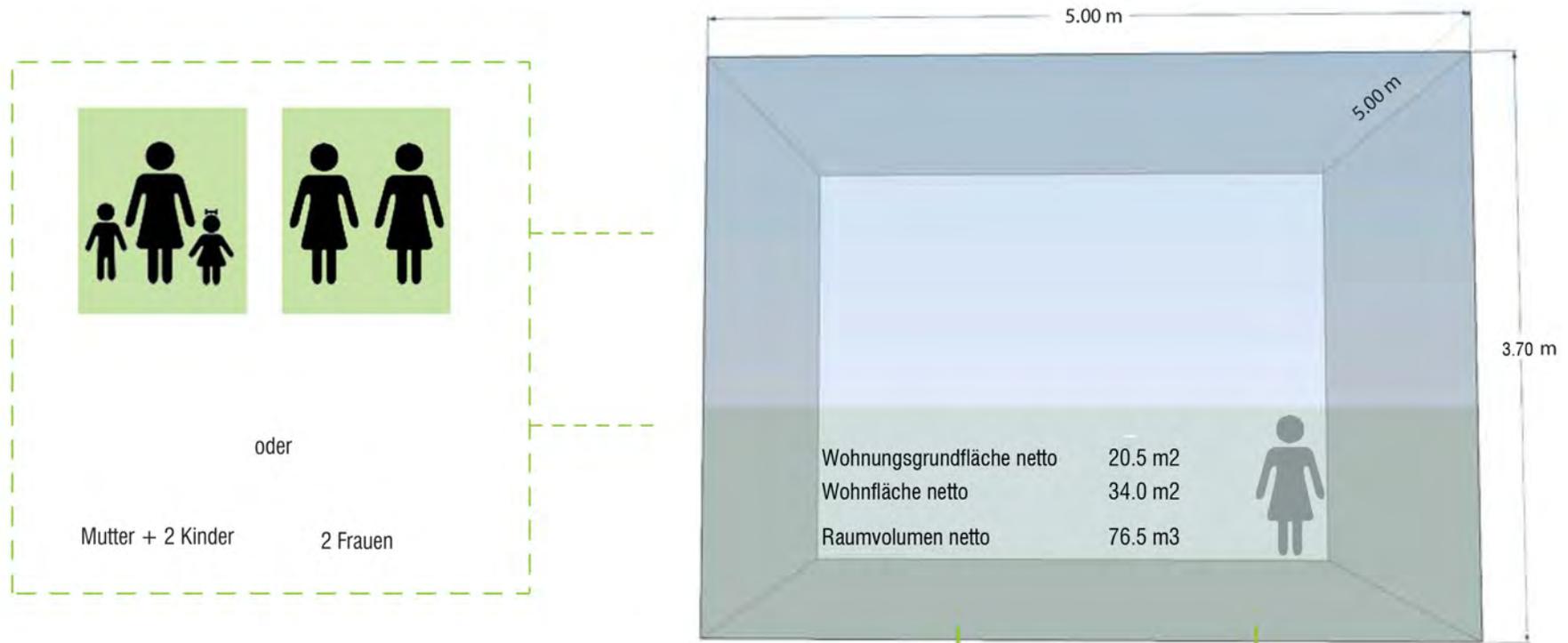
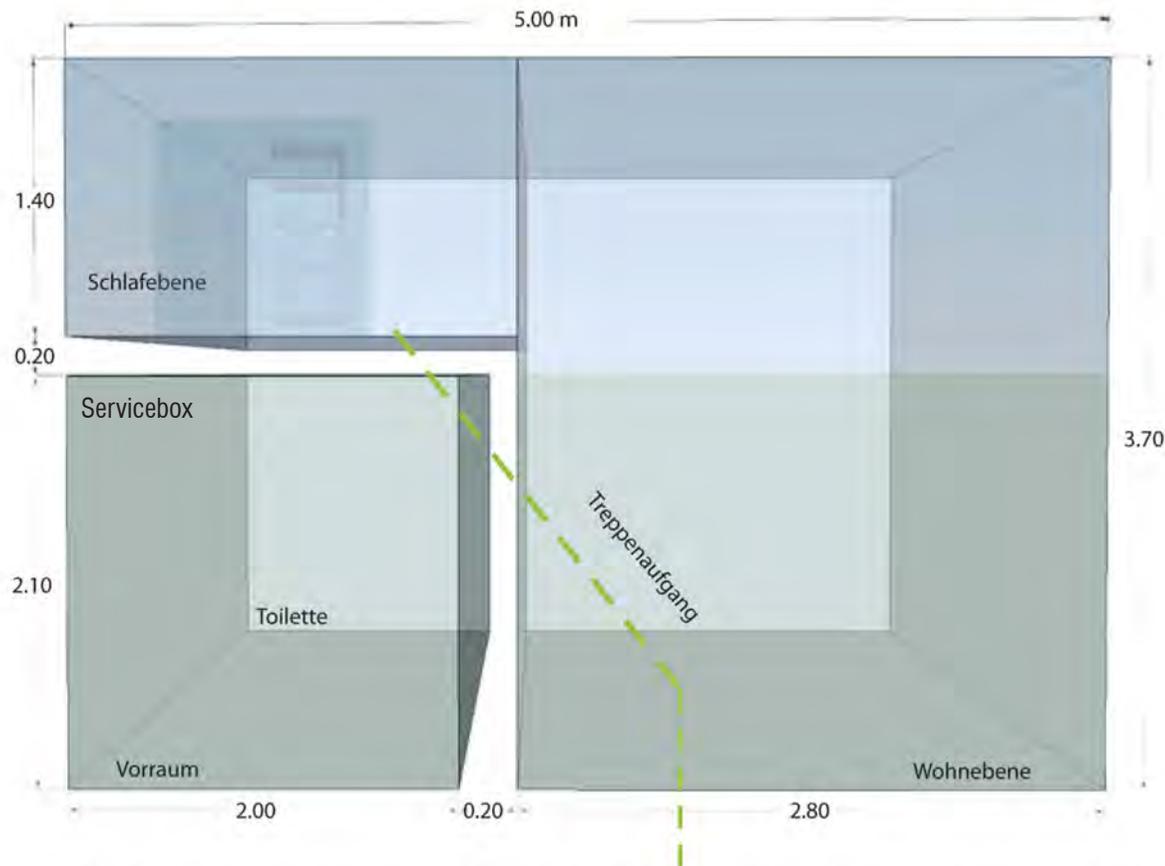


Abb. 63: Raumaufteilung in den Wohnungen  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis



Jeder Bewohner hat seinen eigenen persönlichen Kasten den man versperren kann. Das Möbel dient, von zwei Seiten benutzbar gleichzeitig als Raumteiler und „Bufferzone“ in der Schlafebene. Die Verbindungstreppe dient der Erschließung und der Ordnung indem die Stufen auch als Fächer und Laden genutzt werden können. Dieses Element wiederholt sich im gemeinschaftlichen Wohn- und Essbereich sowie in den Räumen der Kinderbetreuung. Durch den Wiedererkennungswert wird das Maß an räumlicher Identifikation gesteigert.

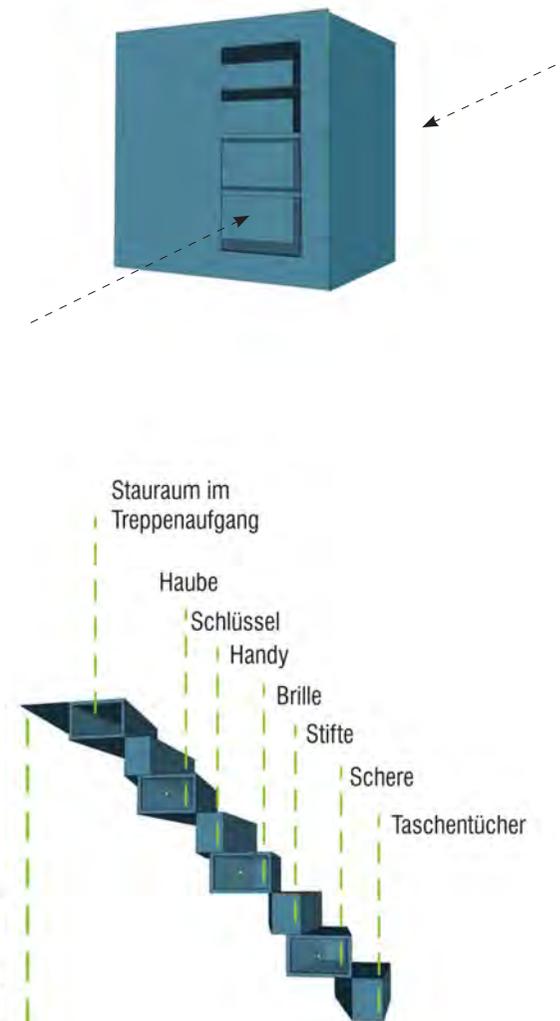


Abb. 64: räumliche Nutzung der Wohnungen  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

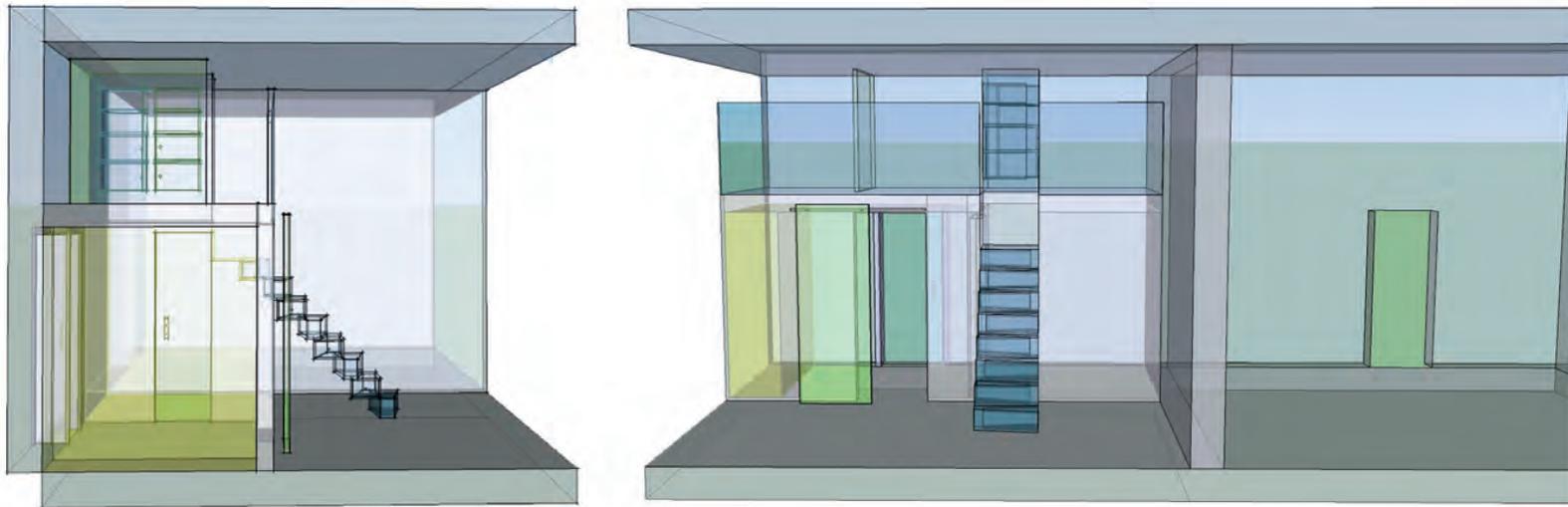


Abb. 65: Skizze Wohnungen  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

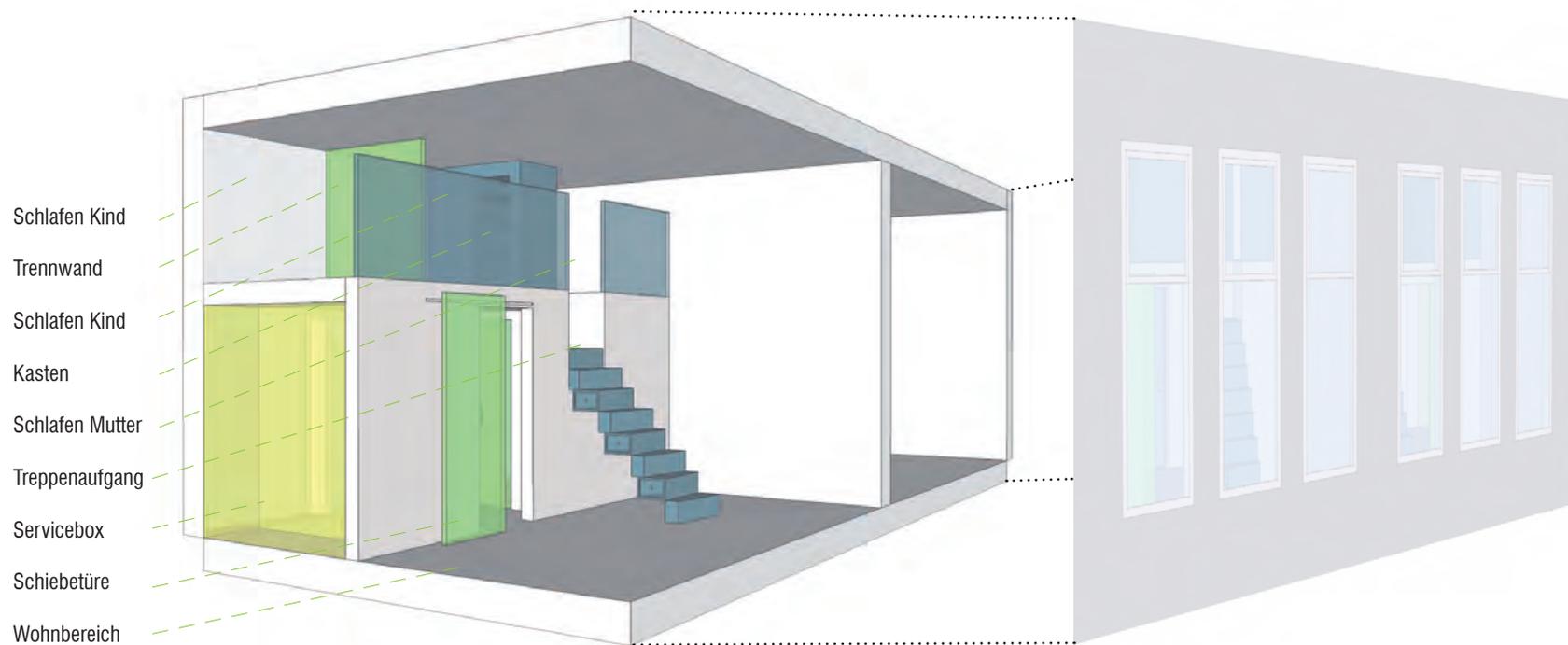
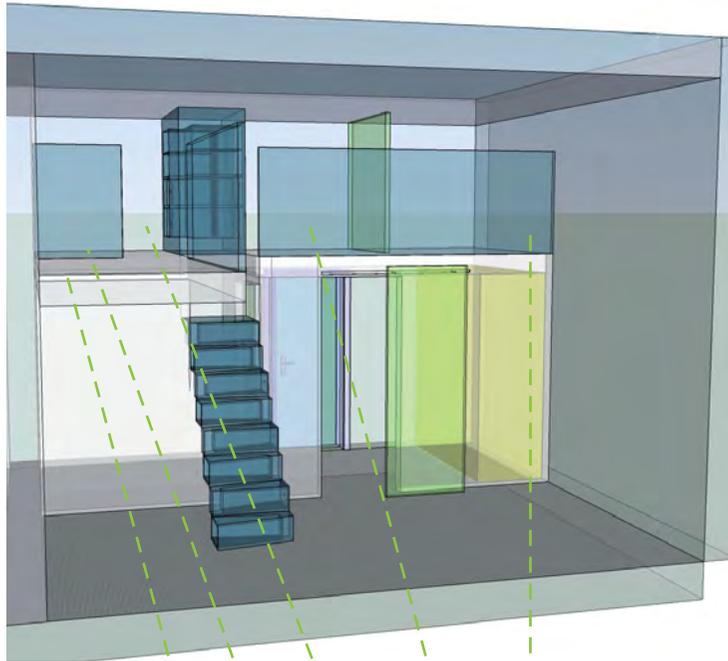


Abb. 66: Aufbau der Wohnungen  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

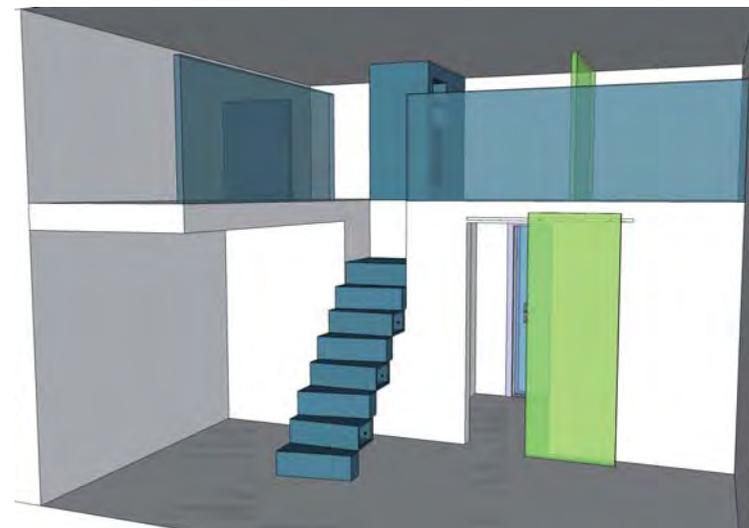
## Erweiterungsmöglichkeit

Abb. 67: Erweiterung der Schlafebene  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis



Mutter + 4 Kinder

Der Wohnungsgrundriss kann durch Erweiterung der eingezogenen Ebene vergrößert werden, sodass bis zu fünf Personen in der Wohnung schlafen können.



# Rollos - individuell und flexibel

Abb. 68: Optionen beim Einzug  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

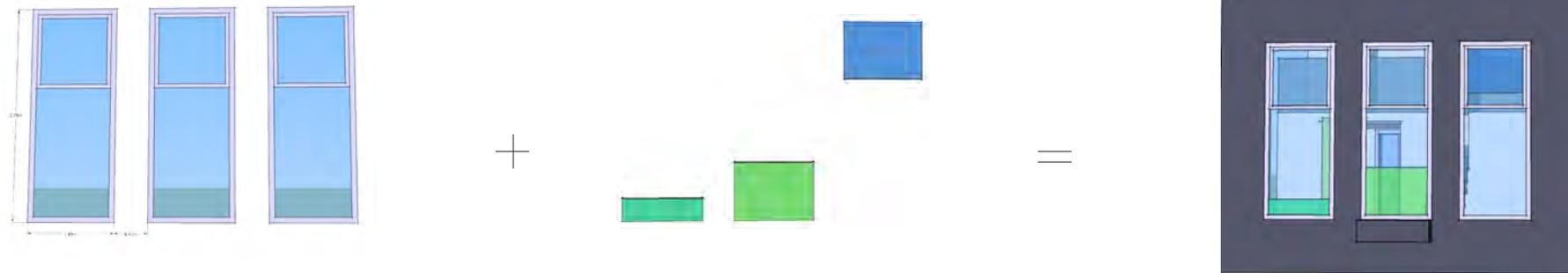
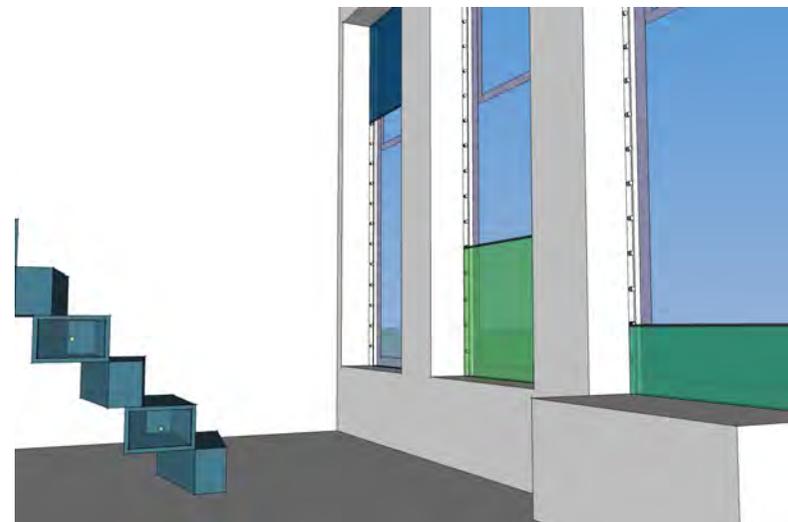
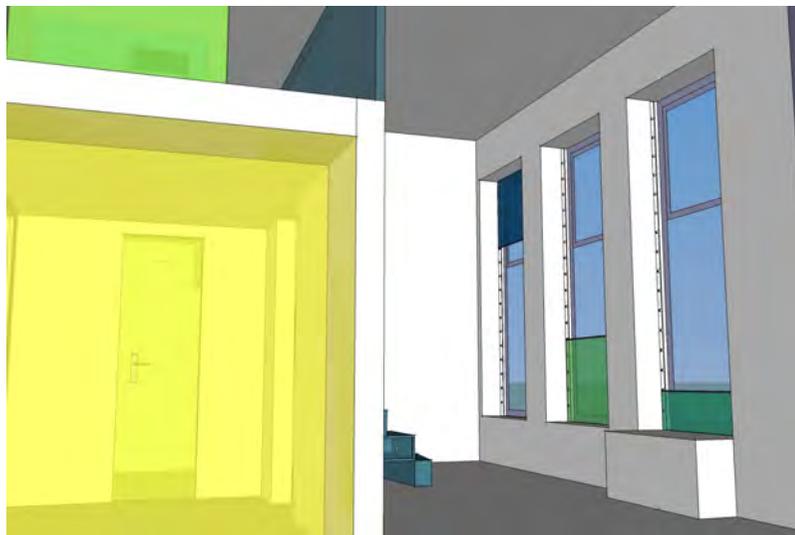


Abb. 69: Skizze Rollo  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis





# Fensterdetail Rollossystem

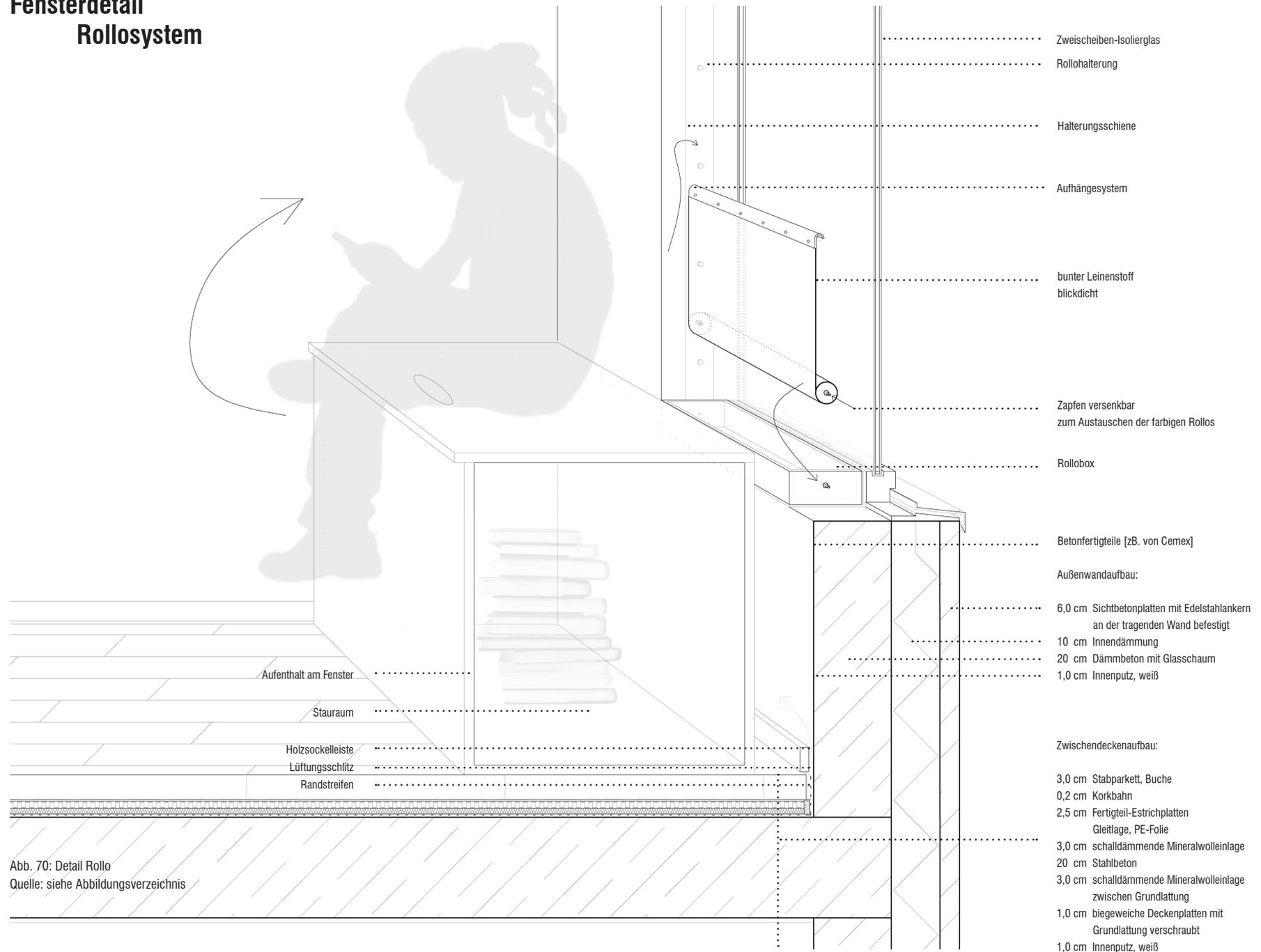


Abb. 70: Detail Rollo

Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

Strahlungswärme wird vom menschlichen Organismus als besonders wohltuend empfunden. Sie ist physiologisch zuträglich und angenehm.

Seit Urzeiten nutzt und genießt der Mensch Strahlungswärme. Sie wird durch elektromagnetische Wellen im Infrarotbereich übertragen. Strahlungswärme durchdringt die Luft verlustfrei, ohne diese zu erwärmen. Erst beim Auftreffen auf feste Körper, wie Wände, Gegenstände und auch den Menschen, erzeugt sie Wärme. Diesen Effekt kennt jeder von sonnigen Wintertagen: Auch wenn die Luft sehr kalt ist, spürt man die warmen Sonnenstrahlen auf der Haut. Es wird ein Temperaturempfinden erzeugt, das über der tatsächlichen Lufttemperatur liegt. Dies erklärt den hohen Nutzen und die Nachhaltigkeit der Strahlungswärme.

Wandheizsysteme gewährleisten ein angenehmes und gesundes Raumklima, da sie ein Strahlungsklima nach dem Vorbild der Sonne schaffen. Die Raumerwärmung erfolgt vorrangig durch Wärmestrahlung, nicht durch Warmluftumwälzung, sodass durch das Heizsystem keine negative Beeinträchtigung des Raumklimas erfolgt.

Die großflächige Strahlungswärme ermöglicht eine Absenkung der Raumlufftemperaturen auf ca. 18°C, ohne Behaglichkeitsverlust. Hierdurch reduzieren sich zum einen die Lüftungswärmeverluste um bis zu 30% und zum anderen wirkt sich die niedrige Lufttemperatur positiv auf unseren Organismus aus. Aufgrund der höheren Wandtemperaturen wird dem Körper nur sehr wenig Wärme über Strahlung entzogen.

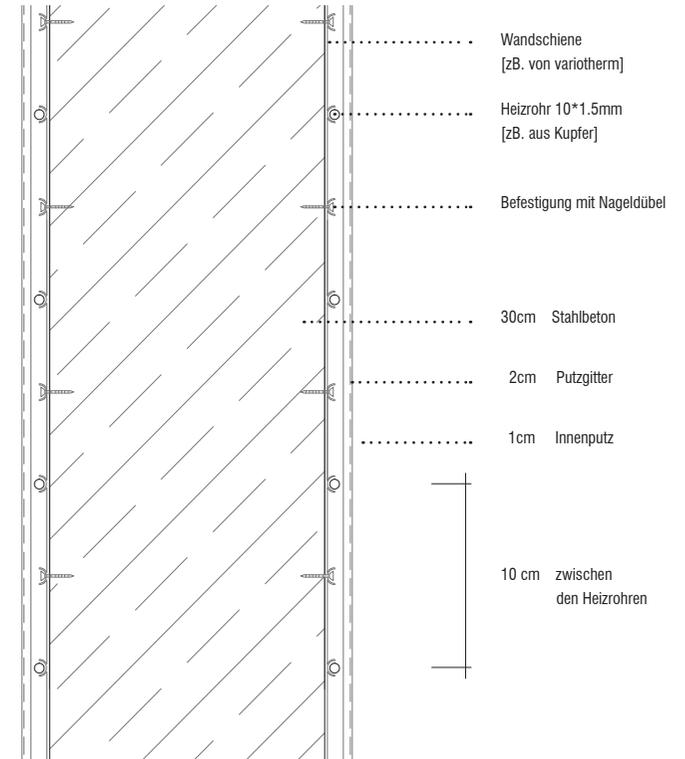
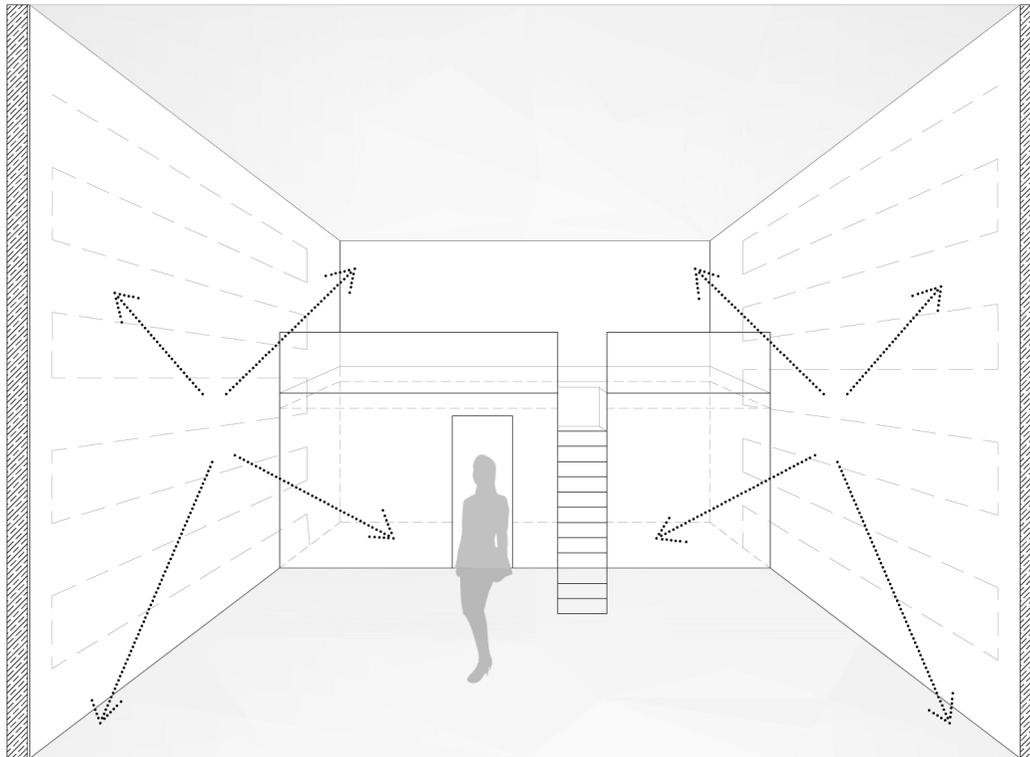


Abb. 71: Strahlungswärme  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

# Übersichtsplan Haustechnik

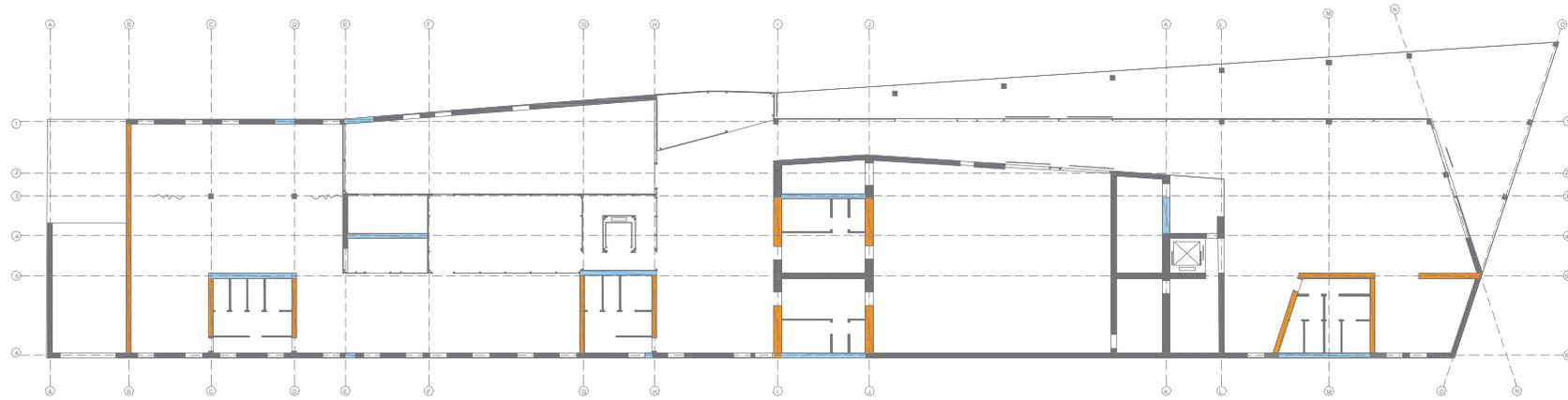


Abb. 72: Haustechnikplan Erdgeschoss  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

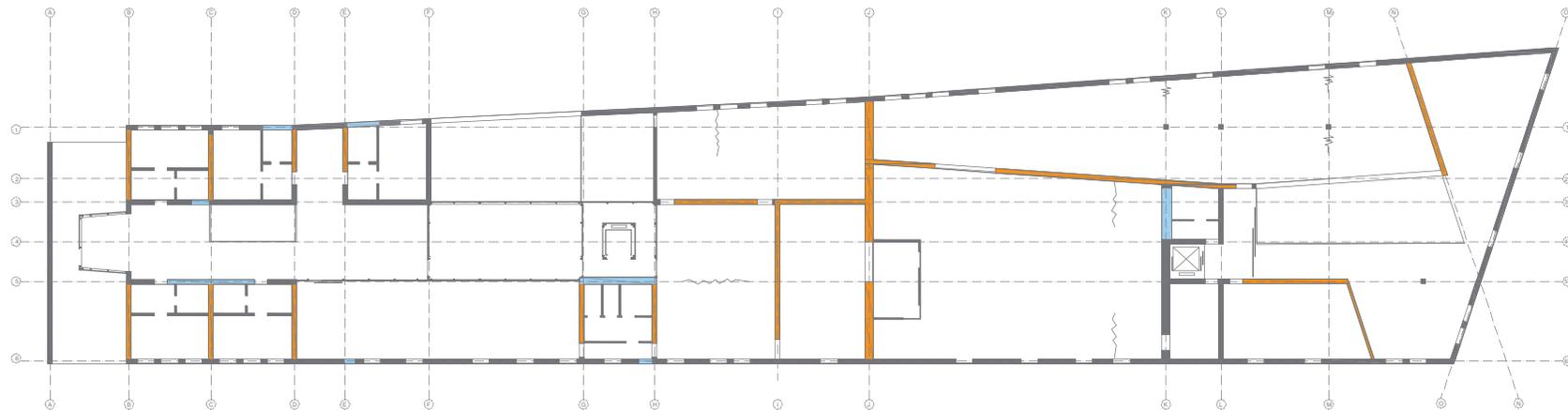


Abb. 73: Haustechnikplan 1. Obergeschoss  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

Wandheizung    Haustechnikstränge    Stützenraster

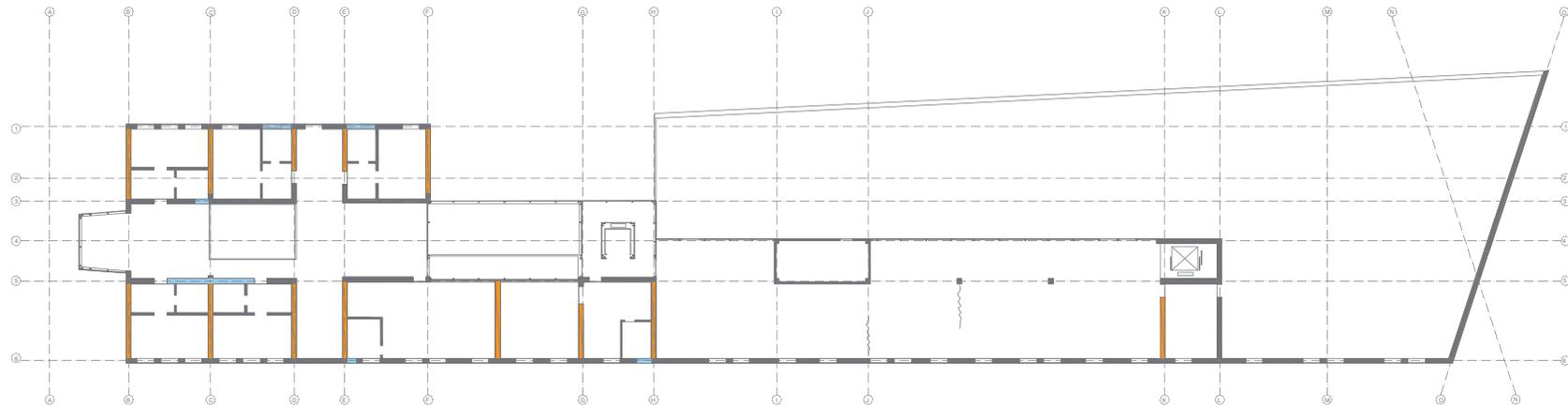


Abb. 74: Haustechnikplan 2. Obergeschoss  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis

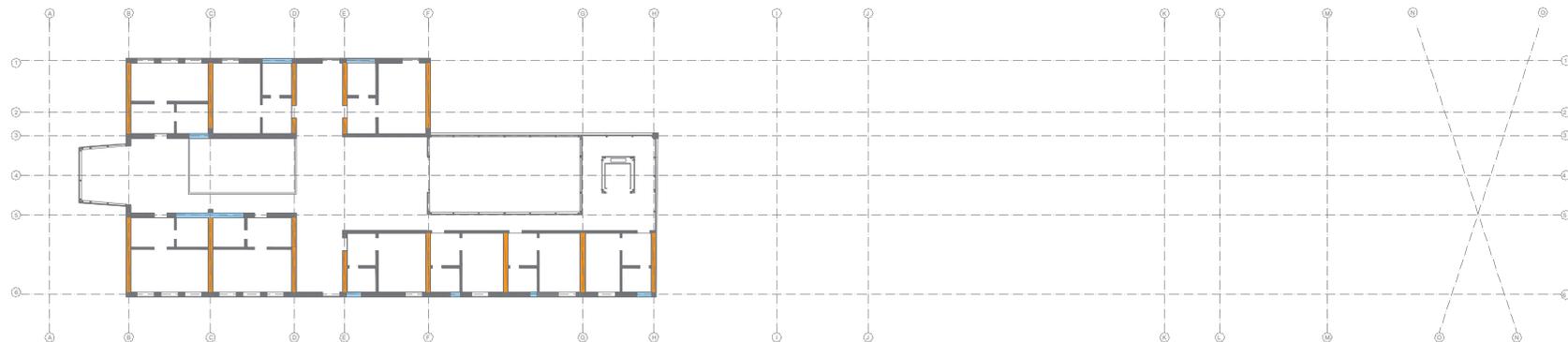


Abb. 75: Haustechnikplan 3. Obergeschoss  
Quelle: siehe Abbildungsverzeichnis





## Bestandteile

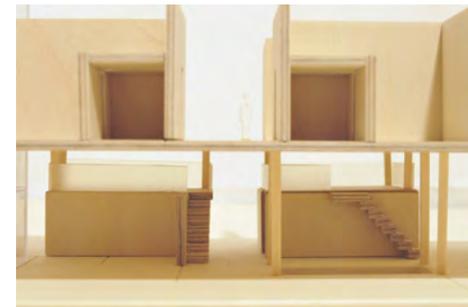


große Bestandteile aus Holz mit eingeschobenen Folien - Rollos

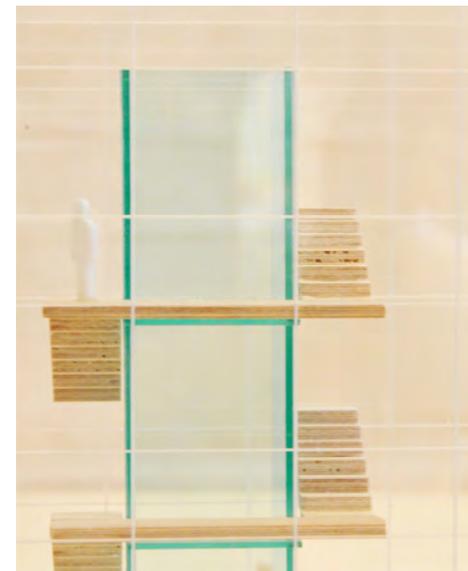
interner Schichtenaufbau - Fassaden als umschließende Hülle



räumliche Verdichtung: Spiele- und Schlafebenen

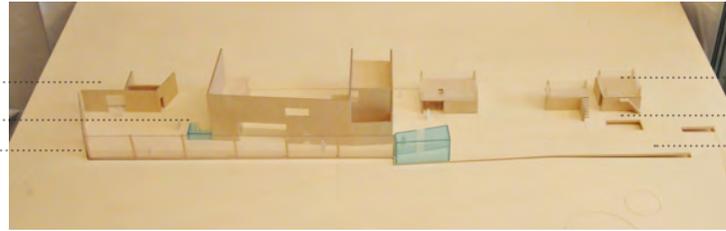


Plexiglas: überschaubar erschlossen



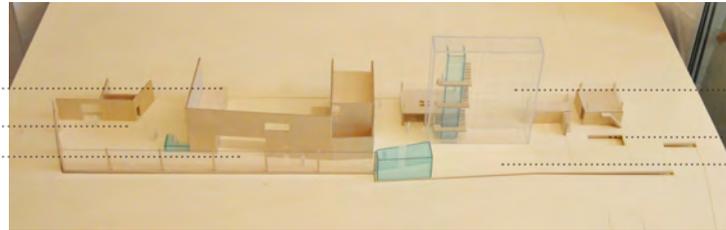
# Aufbau

Internetecke  
Cafe  
öffentlicher Eingang



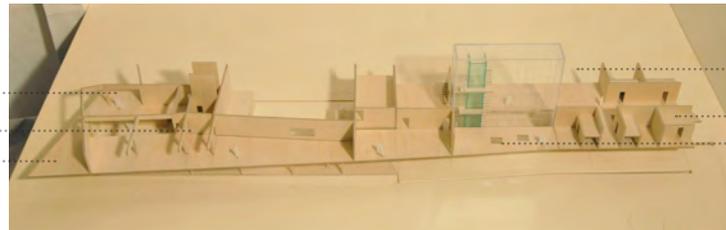
Spielebene über Sanitärbox  
Ausgang mit Bücherwand  
Wohnzimmer des Wohnraums

Bühne - Tribüne  
Einblick in die Halle  
öffnen nach Außen



Erschießungs - Lichthof  
Grube - Bällchenbad, Trampolin  
Essbereich der Kinderbetreuung

Lesecke  
Therapiebereich  
Bibliothek



Gemeinschaftsbad  
Wohnungen  
Dachterrasse der Kinderbetreuung

Waschküche  
Gerätebox  
Säulengang

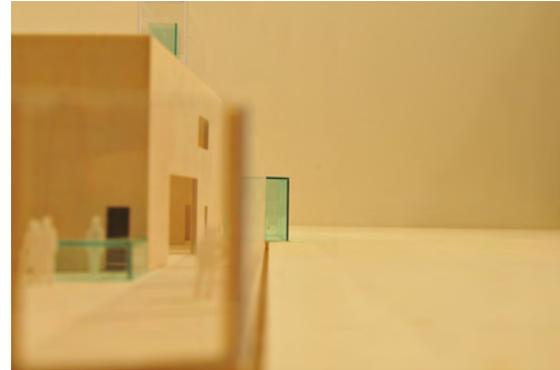
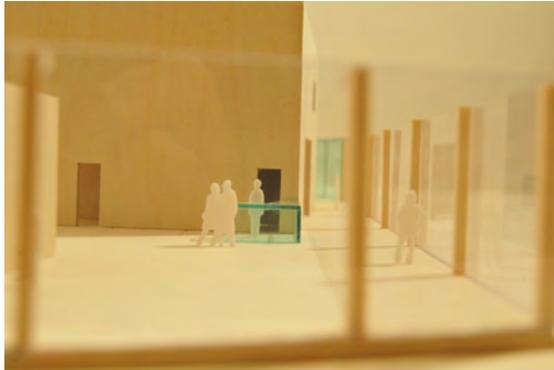


Notquartiere  
Wohngang  
Spion

überdachter Außenbereich  
Oberlichter-Sitzmöbel  
Dachterrasse



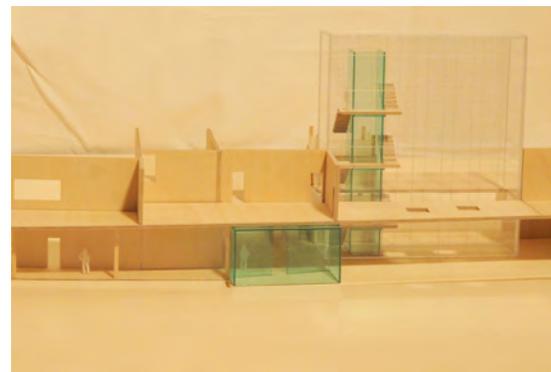
Schlafebene  
Wohnebene  
Servicebox



Cafe - öffentlicher Eingang

Durchgang zum halböffentlichen Bereich

Haupteingang immer überwacht



Portier

aktive Überwachung

passiver Überblick





Westseite

Garage

Straßenfront



Einblick aus der Bibliothek ins Cafe



Blick von der Bibliothek in die Lesecke



Durchblick in den Therapieräumen



Wohngang 1. Obergeschoss

Wohngang 2. Obergeschoss

Wohngang 3. Obergeschoss



Haupteingang

Garderobe "Schönraum"

Erschließung



Wohnungen "Schönraum"



Wohnbereich mit Spielebene



und Spielgrube

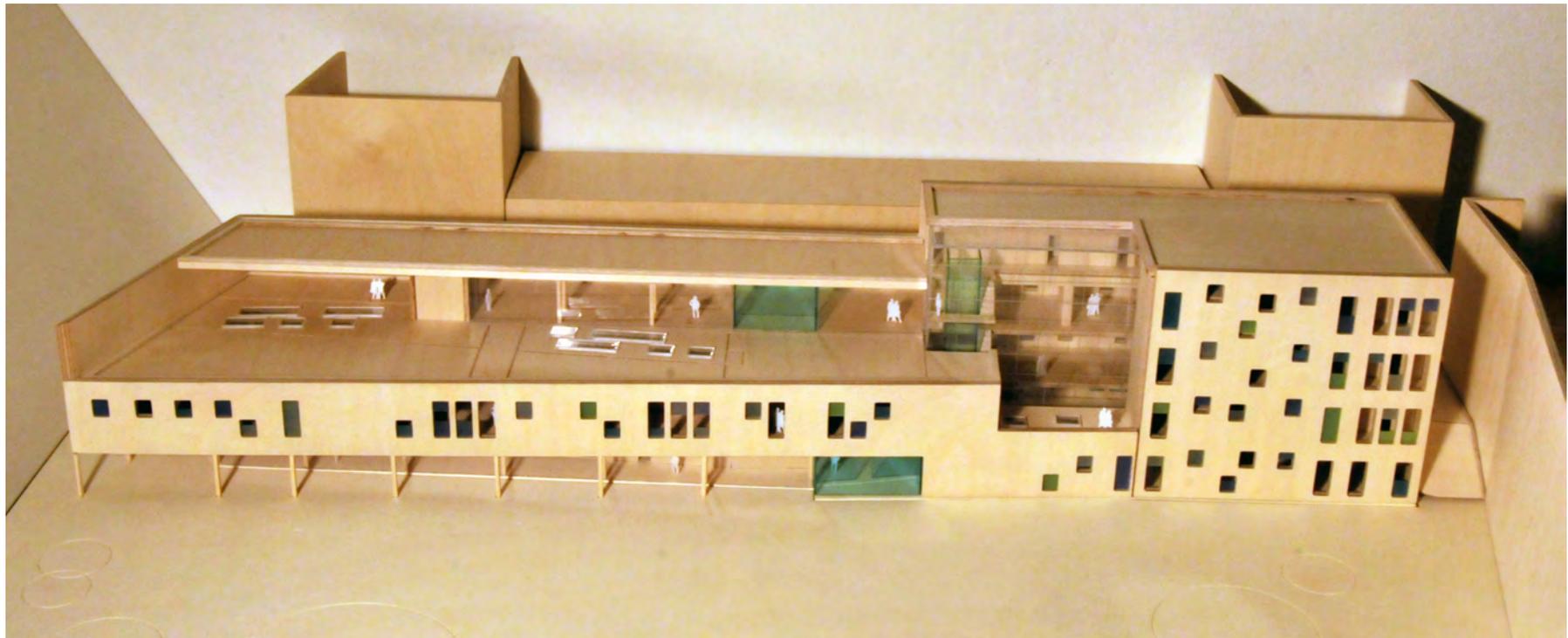




**von Außen betrachtet**



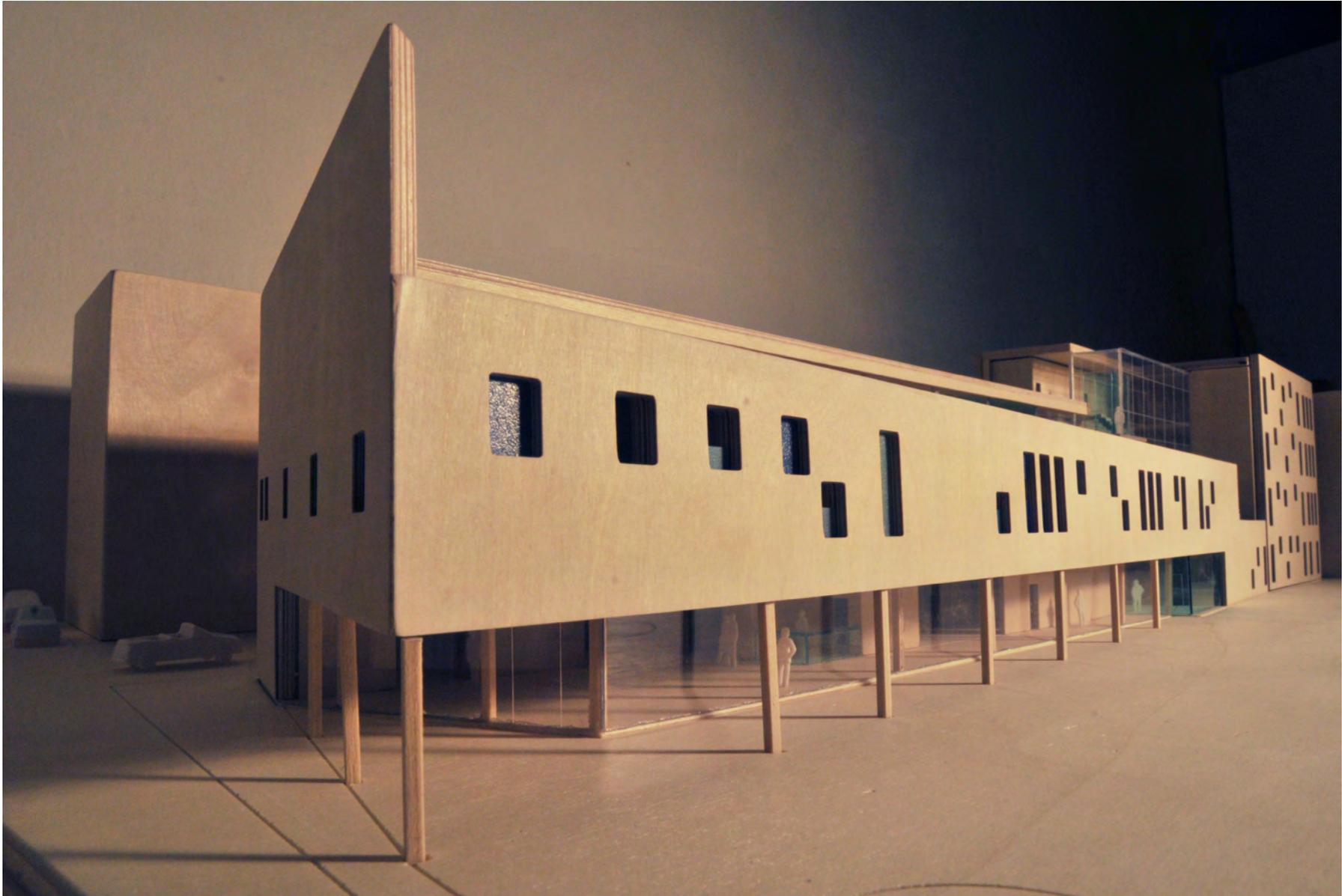
















## Literaturverzeichnis

Bebel, A. (1985). Die Frau und der Sozialismus. (S. 418). Berlin/Bonn: Nachdruck der Jubiläumsausgabe von 1929

Brauen, L. (1901). Frauenarbeit und Hauswirtschaft. Berlin.

Brauen, L. (1909). Memoiren einer Sozialistin, (S. 322f.) Berlin [u.a.] : Dietz 1985 Ungekürzte Ausg.,  
Neusatz der Ausg. München, Langen, 1926

Böhmecke, M., Walz-Hildenbrand, M. (2007). Im Namen der Ehre misshandelt zwangsverheiratet ermordet.  
<http://www.frauenrechte.de/tdf/pfd/ehrgewalt/Hilfsleitfaden.pdf>

Eibl-Eibesfeldt, I. (1997). Die Biologie menschlichen Verhaltens. Weyarn: Seehamer.

Eibl-Eibesfeldt, I., Hass, H. (1985). Stadt und Lebensqualität. Wien: Österreichische Bundesverlag.

Europäisches Parlament: Sitzungsdokument, Berichte im Namen des Ausschusses für die Rechte der Frau.  
Dokument A2-44/86, 20. Mai 1988.

Fischer, M., Stephan, E. (1990). Kontrolle und Kontrollverlust. In: L. Kruse, C.-F. Graumann, E.-D. Lantermann (Hg.),  
Ökologische Psychologie: Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 166-175). München:Psychologie-Verlags-Union.

Flade, A. (1984). Jugendkriminalität in Neubausiedlungen. Eine empirische Untersuchung. Weinheim: Beltz.

Flade, A. (1987). Wohnen psychologisch betrachtet. Bern: Huber.

Flade, A. (1990). Wohnen und Wohnzufriedenheit. In: L. Kruse, C.-F. Graumann, E.-D. Lantermann (Hg.),  
Ökologische Psychologie: Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 484-492). München:Psychologie-Verlags-Union.

Fleissner, B. (2000). Der Mensch in der Stadt. Wien.

Frau J., (2008). Große Änderungen. In: K. Berger, A. Brem (Hg.), Am Anfang war ich sehr verliebt (S. 118).  
Wien: Mandelbaum Verlag

- Friedrich, M. (2009). Die körperliche und psychische Auswirkungen von Gewalt an Kindern. In: Verein Wiener Frauenhäuser (Hg.), Tätigkeitsbericht 2009 (S. 30-35). Wien: RABAS-Druck.
- Füsser-Novy, B. (1981). Einküchenhäuser. Ein Weg zu neuen Wohnmodellen? In: Arch+ Heft 60, (S.52).
- Grammer, K., Schäfer, K. (1996). Wohlbefinden in Wohnanlagen - eine humanethologische Feldstudie. In: D. Röller (Hg.) Stadt und Mensch zwischen Chaos und Ordnung (S. 161-169). Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Haeckel, E., Heiliger, A. (2008). Vater um jeden Preis? Zur Kritik am Sorge- und Umgangsrecht. München.
- Kaplan, R., Kaplan, S. (1989). The experience of nature - a psychological perspective. New York: Cambridge University Press.
- Kröss, A. (2007). Risikoeinschätzung zu eskalierender männlicher Gewalt gegen Frauen und Kinder im häuslichen Kontext. In: Verein Wiener Frauenhäuser (Hg.), Tätigkeitsbericht 2007/08 (S. 9-23). Wien: RABAS-Druck.
- Kuhlmann, D. (2004). Von Frauenzimmern und Frauenhäusern. In: H.-W. Heister, W. Hochstein (Hg.), Musik und Fenster Studies (S. 109-121). Berlin: Weidler Buchverlag
- Kunz, G. (2009). Kinder als Betroffene oder Zeuginnen von Gewalt. In: Verein Wiener Frauenhäuser (Hg.), Tätigkeitsbericht 2009 (S. 39-44). Wien: RABAS-Druck.
- Kurz, A. (1991). Gewaltige Verhältnisse. Abteilung für grundsätzliche Angelegenheiten der Frauen im Bundesministerium für Arbeit und Wirtschaft (Hg.). Graz: Bundesministerium für Arbeit und Soziales.
- Lynch, K. (1960). The image of the city. Cambridge: MIT Press.
- Mehrabian, A. (1987). Räume des Alltags. Frankfurt/Main: Campus.
- Miller, R. (1990). Territorialität. In: L. Kruse, C.-F. Graumann, E.-D. Lantermann (Hg.), Ökologische Psychologie: Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 333-338). München: Psychologie-Verlags-Union.
- Nasar, J.L. (1989). Perception, Cognition and Evaluation of Urban Places. In: I. Altman, E. Zube (Eds.), Public Places and Spaces (pp. 31-56). Human Behavior and Environment, Vol. 10. New York: Plenum Press.
- Newman, O. (1972). Defensible space. New York: Mac Millan.

- Plakolm-Forsthuber, S. (1994). Künstlerinnen in Österreich 1897-1938: Malerei, Plastik, Architektur. (S. 240).  
Wien: Picus-Verlag
- Pollak, M. (1926). Die Großküche. Vorteile und Vorurteile. In: Arbeiterzeitung, 30.5.1926 (S.7). Wien.
- Schultz-Gambard, J. (1990). Dichte und Enge. In: L. Kruse, C.-F. Graumann, E.-D. Lantermann (Hg.),  
Ökologische Psychologie: Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 337-346). München:  
Psychologie-Verlags-Union.
- Siebel, W. (1983). Überlegungen zum bedürfnisgerechten Planen. In: V. Roscher (Hg.), Wohnen (S.181-191).  
Hamburg: Christians
- Spitzer, L. (1942). In: Ambiente. Das Leben und seine Räume. T. Brandstetter, K. Harrasser, G. Fiesinger (Hg.),  
Einleitung (S. 14). Wien: Verlag Turia+Kant
- Ter-Nedden, C. (2006). Familiäre Gewalt und Ehrenmorde bei Migrantinnen. In J. Hoffmann, I. Wondrak (Hg.),  
Häusliche Gewalt und Tötung des Intimpartners (131-153). Frankfurt: Verlag für Polizeiwissenschaft.
- Ulrich, R.S. (1983). Aesthetic and Affective Response to Natural Environment. In: I. Altman, J.F. Wohlwill (Eds.),  
Behavior and the Natural Environment. (pp. 85-125). Human Behavior and Environment, Vol. 10.  
New York: Plenum Press.
- Walden, R. (1995). Wohnung und Wohnumgebung. In: A.G. Keul (Hg.), Wohlbefinden in der Stadt (S. 69-98).  
Weinheim: Beltz
- Zinganel, M. (2003). Tradition der sozialen Kontrolle. In: D. Kuhlmann, S. Hnilica, K. Jormakka (Hg.).  
Building Power. Architektur, Macht, Gender (S. 182f.). Wien: Ed. Selene Erstausgabe
- Zimmermann, D. (2009). Alles anders, alles gleich. In: Verein Wiener Frauenhäuser (Hg.),  
Tätigkeitsbericht 2009 (S. 48-53). Wien: RABAS-Druck.

## Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Am Anfang war ich sehr verliebt, S.10  
 Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an: Ehrmann, R. (2008). In: K. Berger, A. Brem (Hg.), Am Anfang war ich sehr verliebt (Umschlagabbildung).  
 Wien: Mandelbaum Verlag
- Abb. 2: Schonraum, S.14  
 Quelle: eigene Darstellung
- Abb. 3: Häufigkeit der Frauenhausaufenthalte, S.18  
 Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an: Verein Wiener Frauenhäuser (Hg.), Tätigkeitsbericht 2007/08 (S. 38), Tätigkeitsbericht 2009 (S. 21) Tätigkeitsbericht 2010 (S. 35). Wien: RABAS-Druck.
- Abb. 4: Aufenthaltsdauer, S.18  
 Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an: Verein Wiener Frauenhäuser (Hg.), Tätigkeitsbericht 2006 (S. 27), Tätigkeitsbericht 2007/08 (S. 42), Tätigkeitsbericht 2009 (S. 21), Tätigkeitsbericht 2010 (S. 35). Wien: RABAS-Druck.
- Abb. 5: Vermittlung an die Frauenhäuser, S.20  
 Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an: Verein Wiener Frauenhäuser (Hg.), Tätigkeitsbericht 2006 (S. 23), Tätigkeitsbericht 2007/08 (S. 37), Tätigkeitsbericht 2009 (S. 21) Tätigkeitsbericht 2010 (S. 36). Wien: RABAS-Druck.
- Abb. 6: Bevölkerung mit Migrationshintergrund in Österreich 2012, S.21  
 Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an: STATISTIK AUSTRIA. Erstellt am: 04.04.2012
- Abb. 7: Einkommenssituation der Männer und Frauen [vor dem Aufenthalt] 2006, S.22  
 Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an: Verein Wiener Frauenhäuser (Hg.), Tätigkeitsbericht 2006 (S. 25). Wien: RABAS-Druck.
- Abb. 8: Einkommenssituation der Männer und Frauen [vor dem Aufenthalt] 2007, S.22  
 Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an: Verein Wiener Frauenhäuser (Hg.), Tätigkeitsbericht 2007/08 (S. 39). Wien: RABAS-Druck.
- Abb. 9: Einkommenssituation Frauen [nach dem Aufenthalt] 2009, S.23  
 Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an: Verein Wiener Frauenhäuser (Hg.), Tätigkeitsbericht 2009 (S. 24). Wien: RABAS-Druck.
- Abb. 10: Einkommenssituation Frauen [nach dem Aufenthalt] 2010, S.23  
 Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an: Verein Wiener Frauenhäuser (Hg.), Tätigkeitsbericht 2010 (S. 37). Wien: RABAS-Druck.
- Abb. 11: Wohnsituation der Frau nach dem Frauenhaus, S.24  
 Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an: Verein Wiener Frauenhäuser (Hg.), Tätigkeitsbericht 2006 (S. 28), Tätigkeitsbericht 2007/08 (S. 43), Tätigkeitsbericht 2009 (S. 26) Tätigkeitsbericht 2010 (S. 39). Wien: RABAS-Druck.
- Abb. 12: Wohnsituation der Frau nach einer Übergangswohnung, S.25  
 Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an: Verein Wiener Frauenhäuser (Hg.), Tätigkeitsbericht 2010 (S. 31). Wien: RABAS-Druck.
- Abb. 13: Ziel der Arbeit, S.26  
 Quelle: eigene Darstellung
- Abb. 14: Vernetzung, S.27  
 Quelle: eigene Darstellung
- Abb. 15: Alter der Frauen, S.28  
 Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an: Verein Wiener Frauenhäuser (Hg.), Tätigkeitsbericht 2010 (S. 37). Wien: RABAS-Druck.
- Abb. 16: Alter der Frauen, S.28  
 Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an: Verein Wiener Frauenhäuser (Hg.), Tätigkeitsbericht 2010 (S. 38). Wien: RABAS-Druck.

Abb. 17: der menschliche Maßstab, S.29

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 18: Gewalt in der Familie, S.32

Quelle: Herz-Schlag, Ausstellung gegen häusliche Gewalt, Veranstalter: Förderverein Frauenhaus Norderstedt e.V., Juni 2005.

Abb. 19: Konflikte lösen, S.35

Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an: fiona stewart illustration  
20denier.blogspot.com

Abb. 20: Sicherheitskonzept, S.38

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 21: Plan für ein Panoptikum von J. Bentham, 1791, S.39

Quelle: Michel Foucault, Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses.  
4. Aufl. Frankfurt a.M. 1981, Abb. 17.

Abb. 22: Strafanstalt von Stateville (USA), 20. Jh, S.39

Quelle: Michel Foucault, Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses.  
4. Aufl. Frankfurt a.M. 1981, Abb. 26.

Abb. 23: Zentralküche vor 100 Jahren , S.41

Quelle: Das Essen per Haustelefon bestellen: Zentralküche vor 100 Jahren,  
Foto: Ullstein-Bild

Abb. 24: Humanethologisches Dreieck, S.42

Quelle: Abbildung bearbeitet von Peter Weichhart, 2005, nach der Präsentation von  
Prof. Dr. Eckart Hahn. Berlin. 2004.

Abb. 25: individuelle Umwelt, S.45

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 26: Präferenzmatrix, S.46

Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an: Kaplan & Kaplan, The experience of natur -  
a psychological analysis, 1989 (S. 54).

Abb. 27: Erweiterung Wohnumwelt nach Walden, S.49

Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an: Walden, Wohnen und Wohnumge-  
bung, 1995.

Abb. 28: Distanzzonen, S.51

Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an: Schultz-Gambard, Dichte und Enge,  
1990 (S. 337-346).

Abb. 29: Wiener U-Bahn-Netz, S.54

Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an: wien.at: Magistrat der Stadt Wien, am  
01.09.12

Abb. 30: Flächenwidmungsplan, Diefenbachgasse, S.54

Quelle: MA 21, Wien, am 01.09.12

Abb. 31: Umgebungsanalyse, S.56

Quelle: eigene Darstellung. Planauszug: Magistrat der Stadt Wien, am 01.05.12

Abb. 32: Infrastrukturplan, S.57

Quelle: eigene Darstellung.

Planauszug: Magistrat der Stadt Wien, am 01.05.12

Abb. 33: Schwarz-Weiß-Grün-Plan, S.58

Quelle: eigene Darstellung.

Planauszug: Magistrat der Stadt Wien, am 01.05.12

Abb. 34: Lageplan, S.59

Quelle: eigene Darstellung.

Planauszug: Magistrat der Stadt Wien, am 01.05.12

Abb. 35: Konzept, S.60-61

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 36: räumliche Charakter, S.62

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 37: Organisationsmodell, S.63

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 38: Raumprogramm Erdgeschoss, S.64

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 39: Übersichtskonzept, S.65

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 40: Raumprogramm 1. Obergeschoss, S.66

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 41: Raumprogramm 2. Obergeschoss, S.66

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 42: Raumprogramm 3. Obergeschoss, S.66

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 43: Raumprogramm Schnitt, S.67

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 44: Besucheranalyse, S.68

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 45: Besucherstrom, S.69

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 46: Außenansichten, S.69

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 47: Sicherheitsplan, S. 70-71

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 48: Grundriss Erdgeschoss, S.72-73

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 49: Schnitt A-A, S.7-75

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 50: Aufteilung der Bewohner, S.76

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 51: Aufteilung der Küchen, S.76

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 52: Aufteilung im Gemeinschaftsbad, S.79

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 53: Grundriss 1. Obergeschoss, S.80-81

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 54: Grundriss 2. Obergeschoss, S.8-83

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 55: Grundriss 3. Obergeschoss, S.84-85

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 56: Schnitt B-B, S.86

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 57: Schnitt C-C, S.87

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 58: Schnitt D-D, S.88

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 59: Flächenbilanz, S.89

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 60: Ansicht Ost, S.90-91

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 61: Ansicht Süd, S.92

Quelle: eigene Darstellung

Abb. 62: Ansicht West, S.93  
Quelle: eigene Darstellung

Abb. 63: Raumaufteilung in den Wohnungen, S.94  
Quelle: eigene Darstellung

Abb. 64: räumliche Nutzung der Wohnungen, 95  
Quelle: eigene Darstellung

Abb. 65: Skizze Wohnungen, S.96  
Quelle: eigene Darstellung

Abb. 66: Aufbau der Wohnungen, S.97  
Quelle: eigene Darstellung

Abb. 67: Erweiterung der Schlafebene, S.98  
Quelle: eigene Darstellung

Abb. 68: Optionen beim Einzug, S.99  
Quelle: eigene Darstellung

Abb. 69: Skizze Rollo, S.99  
Quelle: eigene Darstellung

Abb. 70: Detail Rollo, S.101  
Quelle: eigene Darstellung

Abb. 71: Strahlungswärme, S.103  
Quelle: eigene Darstellung

Abb. 72: Haustechnikplan Erdgeschoss, S.104  
Quelle: eigene Darstellung

Abb. 73: Haustechnikplan 1. Obergeschoss, S.104  
Quelle: eigene Darstellung

Abb. 74: Haustechnikplan 2. Obergeschoss, S.105  
Quelle: eigene Darstellung

Abb. 75: Haustechnikplan 3. Obergeschoss, S.105  
Quelle: eigene Darstellung